

Biographische Denkmäler aus der Zeit der Freiheitskriege.

Ferdinand von Schill.

Von

Fedor von Köppen.

Mit Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.



Die blutige Doppelschlacht auf den Uferhöhen der Saale neigte zum Ende. Von den Feldern bei Jena und Auerstädt zogen die geschlagenen Heerhaufen der Preußen nordwärts der Elbe zu. Nur hie und da suchten noch einzelne versprengte Schaaren den stürmischen Nachdrang der Franzosen zu hemmen oder sich mit dem Schwerte Bahn zu den Ihrigen zu brechen. Zu diesen gehörte auch eine kleine Abtheilung des Regiments „Ansbach-Bayreuth-Dräger“ unter dem Lieutenant Ferdinand von Schill*), welche während der Schlacht einen entfernten Posten besetzt hatte und erst nach der Entscheidung mit dem Feinde zusammen traf.

Mit Ungestüm warf sich der jugendliche Führer an der Spitze seiner Dräger den Feinden entgegen. Bald aber sah er sich auf allen Seiten von Franzosen umringt und in die Mitte genommen. Mehrere Streiche, die auf sein Haupt gezielt waren, glitten an seinem Hute ab; dann ward ihm dieser herabgehauen und ein Hieb, der gerade auf seinen Schädel niederfiel, raubte ihm die Besinnung, so daß die Zügel seiner Hand entsanken. Das geängstete Ross, gleichfalls verwundet, wich mit einem gewaltigen Sprunge den in den Händen der Gegner drohenden Klängen aus und trug ihn eine Strecke weit vollen Laufes über das Feld. Dann brach es zusammen und der Reiter sank betäubt und blutend zu Boden.

Zwei von seinen Getreuen sahen ihn liegen, hoben ihn wieder auf's Pferd und führten ihn über das mit Todten und Trümmern bedeckte Schlachtfeld mit sich fort. In einem der nächsten Dörfer legten sie einen nothdürftigen Verband um seine Wunden, mußten ihn dann aber seinem Schicksal überlassen, um ihrem Regimente nachzueilen.

Alle Wege waren gefüllt mit Truppen; ein Troß von Nachzügeln folgte dem Heere. Umgestürzte und zerbrochene Wagen, todte Rosse und aller-

lei Heergeräth bedeckten die Landstraße und ließen die eingetretene Auflösung erkennen. In der allgemeinen Richtung der Flucht schleppte der verwundete Schill sich weiter, um nicht als Gefangener in die Hände der nachbringenden Feinde zu fallen. Völlig erschöpft erreichte er nach einigen Tagen die Feste Magdeburg, in deren Mauern er für kurze Zeit Rast und Erholung zu finden hoffte. Aber auch hier herrschten Schrecken und Bestürzung. In den Straßen wogte ein wildes Gewühl von Bewaffneten und Wehrlosen, von Menschen, Rossen und Wagen, so daß der Einzelne kaum beachtet wurde.

Mühsam hielt sich Schill im Sattel, fast außer Stande Worte hervorzubringen. Ein Bürger aus einem der nächsten Häuser — es war der Sprachlehrer Berr, der Geburt nach Franzose — bemerkte seinen hilflosen Zustand. Er sah in dem Verwundeten nicht Freund, nicht Feind, er sah nur den leidenden Menschen, führte ihn in seine Wohnung und gewährte ihm in seiner Familie liebevolle Aufnahme und Pflege.

„Nur dieses Eine, wackerer Mann,“ bat Schill, sobald er sich wieder einigermaßen gekräftigt fühlte: „schaffen Sie mir Gewißheit, ob Magdeburg sich halten wird.“

Aus dem Schweigen und den Mienen seines Wohlthäters las er diese Beruhigung nicht. Als Berr bald darauf von einem Gange in der Stadt zurückkehrte, vermochte er seinem Pflegling die Wahrheit nicht länger zu verbergen. „Es sieht übel aus,“ sagte er, „ein französischer Parlamentär hat lange mit dem alten Commandanten verhandelt und von vielen Lippen hört man das Wort: Kapitulation.“ —

Da schied Schill von dem Hause seines Gastfreundes und begab sich von neuem auf die Reise. Er ging von Magdeburg, dem Hauptbollwerke an der Elbe, nach der Odersfestung Stettin, der Hauptstadt des Pommerlandes. Alles, was er unterwegs sah und hörte, führte ihm das traurige Schicksal des Vaterlandes unmittelbar vor die Seele. Es schien, als ob die Unglücksschläge von Jena und Auerstädt alle Gemüther betäubt und namentlich den

*) Vergl.: „I. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Desf.“ (Band VII. Seite 65 u. f.)

Muth derjenigen völlig gebrochen hätten, die ehedem Zeugen von dem Kriegsruhm des großen Friedrich gewesen. Auch Schill's Vater hatte unter Friedrichs Fahnen gedient und Schill's Jugend war in die Zeit gefallen, als der Name des königlichen Greises, des Weltweisen von Sansfouci, von Aller Lippen klang. Jetzt mußte er sehen, wie das mächtige Preußen, das jener geschaffen, unter seinen Schritten in Trümmer auseinander bröckelte.

Auch in Stettin hörte Schill nur von Uebergabe sprechen, obgleich erst einige französische Husaren von den Wällen der Festung aus gesehen waren. Es schien, als ob er im eigenen Vaterlande keine Zuflucht mehr finden könnte, um in Ruhe die Genesung von seinen Wunden abzuwarten; denn fast ganz Preußen bis an die Weichsel war von französischen Heeren überschwemmt. Da gedachte er der kleinen Festung an der Perfantemündung, die in den Kriegen Friedrichs des Großen durch ihre tapfere Vertheidigung gegen Russen und Schweden sich einen berühmten Namen gemacht, im gegenwärtigen Kriege aber bei ihrer bedeutenden Entfernung vom ursprünglichen Kriegsschauplatz kaum genannt worden war.

Du kennst Kolberg, lieber Leser. — Wir haben schon öfters im Geiste zusammen die königstreue Stadt am Ostseestrande besucht, wo der wackere Nettelbeck seine Jugend und seine alten Tage verlebt, und wo der edle Sneysenau in Preußens trübster Zeit ein leuchtendes Denkmal preussischen Heldenthums aufrichtete. Solltest du dies aber vergessen haben, so blättere einmal in den früheren Bänden der „Deutschen Jugend“ nach. Dort findest du*) auch unseren Helden, den kühnen Schill, wie er, kaum genesen von seiner Kopfwunde, dem alten grämlichen Commandanten Loucabou seinen Degen zur Vertheidigung Kolberg's anbietet. Du liest, wie er mit wenigen Reitern die Gegend um Kolberg durchstreifte, die verstreuten französischen Trupps aufhob und manches lecke Reiterstückchen vollführte; wie dann dem jungen Adler die Flügel wuchsen und er zu immer weiteren Flügen die Schwingen dehnte; wie er, vom Könige zum Rittmeister und Führer eines Freicorps von Jägern und Reitern ernannt, während der Belagerung von Kolberg die Maikuhle, jenes Wäldchen am Ostseestrande, so tapfer gegen die Franzosen vertheidigte und dadurch die Stadt und ihren Hafen nach Westen und Südwesten hin schützte.

Das waren helle Tage im Leben Schill's, als er mit seinen Gefährten dort in der Maikuhle la-

gerte, den grünen Rasen zum Pfühl, den Himmel droben zum Dache. Im heißen Kampfgewühle athmete frisch und freudig seine muthige Seele, da schmerzte ihn weniger, was sonst das preussische Herz in jener Zeit bedrückte.*)

Aber die heldenmüthige Vertheidigung der Feste Kolberg vermochte dem Schicksal keine andere Wendung mehr zu geben, und es war vorherzusehen, daß ein unglücklicher Friedensschluß den Erfolg der blutigen Anstrengungen vor Kolberg vereiteln würde. Je näher dieser Zeitpunkt rückte, desto unruhiger ward es in der Seele Schill's. Der Wirkungskreis unter den Mauern der belagerten Festung genügte ihm nicht mehr. Er setzte noch seine Hoffnung auf den Beistand der verbündeten Schweden, welche Stralsund und den damals schwedischen Antheil von Pommern besetzt hielten. Mit ihnen über die Oderinseln Wollin und Usedom eine Vereinigung zu suchen und gemeinschaftlich einen entscheidenden Schlag gegen die Franzosen in Pommern zu führen, war ein Lieblingsgedanke Schill's. Nun war auch der preussische General von Blücher auf Rügen gelandet und hatte ein neues Corps um sich gesammelt, und von den Küsten Englands schwamm ein britisches Heer zu Schiffe über die See, um an den Kriegsunternehmungen in Pommern theilzunehmen. Da war es dem Schill hocheuwünscht, als er vom Könige den Befehl erhielt, sich mit seinen Dragonern und Husaren gleichfalls nach Stralsund einzuschiffen und nur seine Jäger in der Maikuhle zurückzulassen. Schwedische Transportschiffe lagen zur Aufnahme der Reiter im Hafen bereit. Mit bewegtem Herzen nahm Schill Abschied von seinen braven Jägern und ging mit den Reitern unter Segel. Vom Borde des letzten Schiffes sah er die grünen Wälle von Kolberg und die Wipfel der Maikuhle allmählich in die Wogen hinabtauchen, und wehte der alten Ruhmesstätte sein Lebwohl zu. Wenige Tage darauf landete das kleine Geschwader in Stralsund.

Der Name „Schill“ lockte auch hier Freiwillige zu seinen Schaaren. Schon war Alles zum Losschlagen bereit und die Schillschen Husaren hatten die Bestimmung, die Vorhut des Blücherschen Corps zu bilden. Da kamen Unglücksbotschaften aus Preußen an.

Das Gefürchtete war geschehen. Von seinen

*) Als der Verfasser des obigen Lebensbildes einmal in seiner lieben Vaterstadt Kolberg verweilte und in dem freundlichen, grünen Lustwäldchen, die „Maikuhle“ genannt, wandelte, da rief die Erinnerung an den kühnen Schill in ihm einige Verse hervor, die er weiter unten seinen jungen Lesern mittheilt.

*) Band V. Seite 4 u. f.

Bundesgenossen verlassen, bis auf die östlichste Grenzmark seines Königreichs zurückgedrängt, hatte König Friedrich Wilhelm III. sich genöthigt gesehen, den unglücklichen Frieden zu Tilsit zu schließen, durch welchen Preußen die Hälfte seines Gebietes verlor (9. Juli 1807). Lande, die seit Jahrhunderten unter Hohenzollernischem Scepter mit ihrem Stammlande Freud' und Leid getheilt hatten, wurden aus dem alten Verbanne losgerissen und mit andern deutschen Staaten, aus denen die Fürstenhäuser vertrieben waren, zu einem französischen Vasallenstaate, dem Königreich Westfalen unter Napoleons Bruder Hieronymus, vereinigt. Eine drückende Kriegssteuer sollte die Mittel des Staates völlig erschöpfen, und durch die harte Bedingung, daß Preußen nur ein Heer von 42000 Mann halten dürfe, sollte ihm auch für die Zukunft die Möglichkeit genommen werden, sich seine Unabhängigkeit wiederzuerkämpfen. Trotz dieser Friedensbestimmungen behielten die französischen Heere unter allerlei Vorwänden fast sämtliche Festungen und einen großen Theil des flachen Landes noch längere Zeit hindurch besetzt und schalteten daselbst nach Willkür.

Das war die tiefste Demüthigung, welche Preußen jemals erlitt. Jeder Preuze fühlte mit dem Könige den Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, und die unwürdige Weise, wie der Kaiser Napoleon in seinem Siegesübermuth der hochherzigen Königin Louise begegnet war, als diese, voll Hingebung für ihr Land, ihn zu Tilsit um mildere Friedensbedingungen gebeten hatte, erfüllte jedes Herz mit Unwillen und Entrüstung.

Aber ebenso lebhaft, wie der Zorn über die Handlungsweise des Unterdrückers, war auch unter allen Vaterlandsfreunden das Gefühl, daß es so nicht bleiben könne und dürfe, daß die ruhmvolle Geschichte Preußens mit dem Tilsiter Frieden nicht abgeschlossen sei. Die Armeen waren auf den Schlachtfeldern erlegen, aber ein neues mächtiges Heer von geistigen Streitern erstand in Preußen, welches durch die sittliche Erhebung und Beredlung des Volkes seine Befreiung von der Fremdherrschaft vorzubereiten strebte. Nur durch die überlegene Kraft des Volksgeistes vermochte Preußen im Bunde mit den deutschen Brudervölkern in Nord und Süd die Macht des Tyrannen niederzuwerfen und mit seiner eigenen zugleich ganz Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. Dieser Gedanke verbreitete sich in immer weiteren Kreisen, wie der unter der Asche glimmende Funke. Es war nicht das Geheimniß Einzelner, sondern das gemeinsame Ziel Aller.

In diesem Geiste begannen edle Männer, wie

Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau u. A. unter Leitung des Königs die Umgestaltung des Staats- und Heerwesens nach freien Grundsätzen. In diesem Sinne wirkten die Lehrer an den Schulen und auf den Turnplätzen der Jugend, wirkte jeder Mann, der das Vaterland lieb hatte, im Geräusche des öffentlichen Lebens wie in der Stille des häuslichen Herdes.

Bei solcher stillen geistigen Arbeit erwachte im Volke von neuem das Bewußtsein seiner Kraft. Vertrauensvoll sah es wieder zu den Männern auf, die auch im letzten Kriege bewiesen hatten, daß Muth und Heldensinn in der Preußenbrust nicht erstorben waren, und unter deren Führung es bald neue Siege zu erringen hoffte, zu Blücher, Gneisenau und zum kühnen Schill.

Das nur für den Krieg und durch den Krieg ins Leben getretene Schillsche Freicorps konnte nach dem Friedensschlusse nicht in derselben Verfassung bestehen bleiben. Aus der Schillschen Reiterei ward auf königlichen Befehl ein Regiment in der Armee unter dem Namen „Zweites Brandenburgisches Husarenregiment“ und unter dem Commando seines bisherigen Führers, der außer der Reihe zum Major befördert wurde, gebildet. Die Schillschen Jäger wurden als besonderes Bataillon dem Leibregimente des Königs zugetheilt und erhielten zum ehrenden Andenken an ihren Stifter den Namen „Leichtes Bataillon von Schill“.

Ein Beweis königlichen Wohlwollens ward Schill auch durch die Bestimmung zu Theil, daß sein Regiment als das erste in die Hauptstadt einziehen sollte, welche gegen Ausgang des Jahres 1808 endlich von den Franzosen geräumt und wieder von preussischen Truppen besetzt wurde. Der 10. Dezember war der Festtag, an welchem Berlin wieder die eigenen Landesfinder einziehen sah. Alles strömte hinaus, um den gefeierten Helden von Kolberg zu begrüßen, und als er an der Spitze seines tapferen Regiments in der knappen Husarenuniform zum Thore einritt, aus den dunkeln Augen so muthig um sich blickte und den Bürgern freundlich die Hand zum Gruß entgegenstreckte, da brach der allgemeine Jubel los und ein tausendstimmiges „Es lebe Schill!“ erfüllte die Luft.

Durch sein ritterliches Auftreten, sein anspruchsloses und liebenswürdiges Wesen gewann Schill immer mehr die Herzen der Bürger und ward der erklärte Liebling des Volkes. Aber die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, gaben seinem Denken und Streben eine andere Richtung, und in der Bewunderung,

die ihm gezollt wurde, lag eine Versuchung für Schill. In seiner feurigen Seele erwachte der Gedanke, daß er berufen sei, dem Hasse des Volkes gegen den Unterdrücker mit der That Ausdruck zu geben. Er träumte nur von der Befreiung des Vaterlandes, und jedes Mittel, das zu diesem Ziele führte, schien ihm durch dasselbe gerechtfertigt und geheiligt.

Gerade um diese Zeit ward es bekannt, daß Oesterreich zu neuem Kriege gegen Napoleon rüstete. Spanien und Tirol gaben Beispiele von großartigen Volkserhebungen. Im neuen Königreich Westfalen war die Unzufriedenheit mit der fremden Herrschaft in fortwährendem Steigen; in einigen Gegenden kam die Gährung bereits zum offenen Ausbruch und es schien nur eines Anstoßes, nur eines entscheidenden Schrittes zu bedürfen, um die gesammte Bevölkerung Norddeutschlands zum allgemeinen Aufstande fortzureißen. Auch an Schill ergingen Rufe, daß er den günstigen Augenblick wahrnehmen, daß er sich nur zeigen, nur seinen Namen als Feldgeschrei ausgeben möge; dann würden alle zum Pfluge zurückgekehrten Soldaten, alle deutschen Jünglinge für die Befreiung Deutschlands und für ihre rechtmäßigen Fürsten zu den Waffen greifen. Und sein muthiges Herz war nicht unempänglich für solche Stimmen, die seinem Ehrgeize schmeichelten und an deren Verheißung er nur zu gerne glaubte. Zwar noch überwog die Pflicht des militärischen Gehorsams seinen vaterländischen Ehrgeiz; er wußte wohl, daß der preussische Soldat nicht dem freien Antriebe des Herzens, sondern dem Willen des Oberen zu folgen hat und daß der Wille des Königs maßgebend für Alle ist. Aber war nicht ein Ungehorsam in der Form jetzt vielleicht dem Könige selbst erwünschter, als der Gehorsam des Buchstabens? Mußte der König nicht fern von seiner eigenen Hauptstadt, in Königsberg, weilen, um der Ueberwachung durch französische Späher zu entgehen? Hatte nicht einer seiner treuesten Diener, der edle Freiherr von Stein, auf den Machtpruch des Gewalthabers soeben in die Verbannung gehen müssen, weil dieser in den Bestrebungen des kernigen deutschen Mannes eine Gefahr für seine Herrschaft erblickte? Und wenn denn auch Schill erliegen sollte, so war es doch die heilige Sache des Vaterlandes, für die er sich freiwillig opferte, und die Nachwelt mußte mit Dank und Bewunderung seinen Namen nennen. —

Während Schill sich solchen verführerischen Gedanken hingab, schwankte und zögerte, traten anderswo Ereignisse ein, die seine Entwürfe plötzlich zur That reifen ließen.

Gestützt auf die erbitterte Stimmung des hessischen Landvolkes gegen die fremde Herrschaft und auf seine rührende Treue zu dem vertriebenen Fürstenhause, hatte der Oberst von Dörnberg, ein geborener Hesse, zur Zeit Commandeur eines Jägerbataillons in westfälischen Diensten, im Einverständniß mit einigen andern ehemals hessischen, jetzt westfälischen Officieren den Entschluß gefaßt, den schwachen König Hieronymus bei Nachtzeit in seinem Kasseler Schlosse gefangen zu nehmen, sich mit Hülfe des Zuzuges von bewaffneten Landleuten der Hauptstadt Kassel zu bemächtigen und dem westfälischen Schattenkönigreiche mit einem Schlage ein Ende zu machen. Gleichzeitig sollte der frühere preussische Lieutenant von Katt die Feste Magdeburg durch einen Handstreich überrumpeln und Schill mit seinem Husarenregiment von Berlin nach der Elbe aufbrechen, um auf dem linken Elbufer das Volk zur Erhebung aufzurufen. Zwischen Dörnberg, Katt und Schill ward durch vertraute Boten ein lebhafter Briefwechsel unterhalten. Alle Vorbereitungen waren getroffen, nur die bestimmte Zusage Schill's fehlte noch. Da scheiterte das Unternehmen durch den Eifer und die Ungebuld der eigenen Leiter. Der Handstreich auf Magdeburg mißlang vollständig. Der Aufstand in Hessen brach zu früh aus, so daß die westfälische Regierung rechtzeitig gewarnt wurde und Gegenmaßregeln traf. Katt und Dörnberg flüchteten nach Böhmen, wo sie später Anstellung im Corps des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig fanden.

Durch einen vertrauten Freund in Kassel erhielt Schill die Nachricht, daß wichtige Briefe von ihm an Katt und Dörnberg von den französischen Spionen aufgefangen und bereits dem Könige Hieronymus übergeben seien. Nur der Erfolg einer schnellen und kühnen That konnte ihn retten. Im Augenblick traf er seine Anordnungen und am 28. April (1809) Nachmittags 4 Uhr zog Schill an der Spitze seines Husarenregiments aus Berlin zum Halleschen Thore hinaus. Die Bürger, welche, vom Klange der Trompeten gelockt, an die Fenster eilten, blickten wohlgefällig auf den stattlichen Reiterführer ohne eine Ahnung von dem, was in seiner Brust vorging; denn sie glaubten, daß es sich nur um eine Marsch- oder Gefechtsübung handelte, wie Schill sie fast täglich zur Vorbereitung und Schulung seiner Mannschaft für den Krieg ausführen ließ.

Nachdem Schill etwa eine Meile weit auf der Straße nach Potsdam marschirt war, ließ er das Regiment halten und kündigte ihm an, jetzt sei der

Zeitpunkt gekommen, wo für König und Vaterland gehandelt werden müsse; schon habe in vielen Gegenden der Kampf gegen den allgemeinen Feind begonnen, welcher den König der Hälfte seines Reiches beraubt, alles Unglück und Elend des Vaterlandes seit einer Reihe von Jahren verschuldet habe und im Begriffe stehe, dem letzten Theile des preussischen Staates und dem königlichen Hause der Hohenzollern den Untergang zu bereiten. Daß ihm dies aber nicht gelingen sollte, dafür wolle er in den Krieg ziehen,

gewohnt, den geliebten Führer auf der Bahn der Ehre vorangehen zu sehen, und fragten um so weniger nach der Berechtigung zu seinem kühnen Handeln, als das, was er wollte und sprach, mit ihren heißesten Wünschen übereinstimmte.

In Berlin erregte das Ausbleiben Schill's Staunen und Verwunderung. Daß ein preussischer Officier mit seiner ganzen Truppe in den Krieg desertirte, war in der Geschichte des Heeres ein unerhörtes Wagniß und weckte auf der einen Seite freu-



und er rechne dabei auf die erprobte Hingebung der Seinigen.

Bei diesen Worten hielt er eine goldgestickte Briestafche empor, welche Jeder als ein ihm über Alles werthtes Geschenk der Königin Louise aus früherer Zeit erkannte und welche auf dem ersten Blatte von ihrer eigenen Hand die Worte enthielt: „Für den braven Herrn von Schill, Louise.“

Zubelnder Zuruf schallte ihm als Antwort entgegen. Viele glaubten, daß er im stillen Auftrage des Königs handele und daß das Regiment als Vortrab eines größeren Heeres vorausgeschickt sei, das ihm auf dem Fuße folgen werde. Alle aber waren

dige Zustimmung, auf der anderen ängstliche Besorgniß. Der Commandant sandte ihm am folgenden Tage einen Officier nach, um ihn zur schleunigsten Umkehr zu bewegen. Dieser traf Schill bereits jenseits Potsdam auf dem Marsch zur Elbe; alle seine Vorstellungen waren vergeblich, und er mußte unverrichteter Dinge nach Berlin zurückkehren.

In den nächsten Tagen ging Schill bei der sächsischen Festung Wittenberg über die Elbe und am linken Elbufer abwärts bis Dessau. Von hier erließ er einen Aufruf an das deutsche Volk.

„Der Augenblick ist gekommen,“ rief er seinen deutschen Landsleuten zu, „wo ihr euere Fesseln ab-

werfen könnt. — Jeder greife zu den Waffen, nehme Theil an dem Ruhme des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit! Wer feige genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei zeitlebens gebrandmarkt! — — Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wiederhergestellt sein. Auf, zu den Waffen!“ —

Bis dahin war Alles gut gegangen; jetzt aber trafen in schneller Folge die Unglücksnachrichten ein. Vom Gouverneur zu Berlin erhielt Schill ein neues Schreiben, welches ihm in bestimmtester Form die sofortige Umkehr anbefahl. Gleichzeitig erfuhr er mit Sicherheit, daß das Unternehmen Dörnbergs in Rassel, auf dessen Gelingen er seinen Plan gebaut und seinen Zug eingerichtet hatte, vollständig gescheitert war. Endlich gingen auch Zeitungen ein, wonach die Oesterreicher unter dem Erzherzog Karl in einer Reihe von Gefechten an der Donau geschlagen und im vollen Rückzuge nach Böhmen begriffen waren.

So sah sich denn Schill in allen seinen Hoffnungen getäuscht und mit seiner kleinen Schaar einem ungewissen Schicksal preisgeben. Mit voller Schwere fühlte er das Gewicht der Verantwortung, die er auf seine Schultern genommen. Er versammelte seine Officiere um sich, schilderte ihnen die wahre Sachlage und erbot sich, wenn dies ihr allgemeiner Wunsch sei, dem Befehl zur Umkehr Folge zu leisten. Diese aber hielten es für unwürdig, von dem einmal gefaßten Entschlusse zurückzutreten, und erklärten einstimmig, alle Folgen des gewagten Schrittes mit ihrem Führer theilen zu wollen.

Noch ehe der Plan für die Fortsetzung des Zuges festgestellt war, wandte sich Schill in der Richtung auf Magdeburg, von wo der französische Commandant ihm eine Truppenabtheilung entgegengesandt hatte. Diese wollte Schill aus dem Felde schlagen, um durch einen schnellen Sieg das Selbstvertrauen der Seinigen zu heben und die Volksmeinung für sich zu gewinnen.

Eine Meile von Magdeburg, nahe bei Döbendorf, stieß Schill auf den Feind (5. Mai). In zwei geschlossenen Bivouacs erwartete das Fußvolk des feindlichen Vordertreffens, zusammen vier Compagnien, den Angriff der Reiter Schwadronen. Da es westfälische Truppen, d. h. Deutsche waren, so ließ Schill sie auffordern, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen; allein der ausgesandte Parlamentär ward durch eine Kugel aus ihren Reihen niedergestreckt. Da brachen die Husaren mit geschwungenen Säbeln und lautem Hurrah gegen den Feind vor,

brangen ungeachtet der ihnen entgegengeschickten Salven mit Ungestüm in die Bivouacs ein und ritten Alles nieder, was nicht Rettung in der Flucht suchte. In wenigen Augenblicken waren die beiden vorderen Bivouacs gesprengt und der Feind vom freien Felde geschwunden. Nur auf einer steilen Anhöhe des Kirchhofs von Döbendorf hielt sich noch ein drittes Bivouac aus zwei Compagnien französischer Infanterie standhaft gegen die wiederholten Angriffe der anstürmenden Reiter und trat erst am Abend den Rückzug nach Magdeburg an.

Eine große Anzahl von Gefangenen hatten die Schillschen gemacht, Waffen und Trophäen erbeutet. Sogar zwei Geschütze waren unter Schill's eigener Anführung am Eingange von Döbendorf bereits genommen worden, mußten jedoch, da es an Bespannung zu ihrer Fortführung fehlte, stehen gelassen werden. Dennoch konnte Schill des errungenen Sieges nicht froh werden. Mit Wehmuth zählte er die Opfer, welche der kurze Kampf ihn gekostet hatte. Neun seiner bravsten Officiere und beinahe der vierte Theil seiner Mannschaften waren getödtet und verwundet; seinen besten und treuesten Freund, den Lieutenant von Diezelsky, hatte er an der Spitze der vordersten Schwadron; von einer Kugel getroffen, fallen sehen. Und was war die Frucht des Sieges? — Noch deuteten keine Anzeichen auf die gehoffte Volkserhebung in Norddeutschland, die Furcht vor der Rache Napoleons beherrschte die Gemüther und schreckte von einer bewaffneten Theilnahme zurück. Von einem Vordringen in die Wesergegenden schien auch Schill sich keinen Erfolg mehr zu versprechen; zum Rückzuge war es zu spät. So ging er, an Magdeburg vorüber, die Elbe abwärts auf Stendal und Arneburg in der Altmark und verwandte hier die nächste Zeit auf die Errichtung einiger Compagnien Fußvolk, deren Mangel er schon bei Döbendorf empfunden hatte. Die wenigen altgedienten Soldaten und die jungen Wagehälse, die sich nach und nach bei ihm eingefunden, wurden mit den erbeuteten Gewehren, zum Theil auch mit Piken bewaffnet und auf militärischen Fuß gesetzt.

Immer düsterer schien es um Schill zu werden. Daß der König Hieronymus ihn für einen Räuberhauptmann erklären ließ und einen Preis von 10000 Francs auf seinen Kopf setzte, kümmerte ihn wenig; aber daß der eigene geliebte König, auf dessen stillschweigende Billigung er im Herzen noch gehofft hatte, durch einen Parolebefehl (8. Mai) den schärfsten Tadel über ihn aussprach und ihn mit der Strenge des preussischen Kriegsgesetzes bedrohte, das war für ihn der schwerste Schlag.

In diesen trüben Tagen ward ihm jedoch ein Trost. Als Schill zu Arneburg sein neugebildetes Fußvolk musterte, erhielt er die Meldung, daß auf dem rechten Elbufer ein bewaffneter Trupp in preussischen Uniformen angekommen sei und sich anschicke, die dort liegenden Rähne zur Ueberfahrt zu besteigen (12. Mai). Im Augenblick warf er sich auf's Pferd, um nach der bezeichneten Stelle zu reiten. Schon von Weitem hörte er den wohlbekannten Klang der preussischen Trommel, aber er traute seinen Augen kaum, als er in der ankommenden Schaar seine alten Kolberger Jäger — jetzt Füsiliers vom „leichten Bataillon von Schill“ — erkannte. Als die muthigen Männer erfahren hatten, daß ihr ehemaliger Führer ins Feld gezogen sei, konnten auch sie den Drang ihrer Herzen nicht bezähmen. Sie brachen — etwa zweihundert an der Zahl — unter ihren Officieren heimlich von Berlin auf (4. Mai) und ruhten nicht, bis sie seine Spur gefunden.

Das war ein freudiges Wiedersehen in ernster Stunde. Alle drängten sich zu ihm heran und streckten ihm die Hände entgegen zu neuem Bunde auf Sieg oder Tod. Als sie sich Arneburg näherten, kamen ihnen von dort auf Schill's Befehl die sämtlichen Trompeter der Husaren zur Einholung entgegen und stimmten die muthige Weise an:

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held, juchhe!
Er führte sechshundert Reiter ins Feld, juchhe!
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
O Schill, dein Säbel thut weh!“ —

Unter dem Jubel und Frohlocken der herbeigeströmten Zuschauer führte Schill sie auf den Marktplatz, ritt in ihren Kreis und redete sie in seiner feurigen Weise an. Die Augen seiner alten Waffengefährten von Kolberg leuchteten von Muth und Siegeshoffnung; er aber schwang den blinkenden Säbel zum Himmel und schwur, daß er ihn nicht eher niederlegen würde, als bis er dem Könige das letzte Dorf seiner Staaten zurückerobert oder in diesem Kampfe sein Grab gefunden habe; „denn“ — so rief er — „besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!“ —

Mit Bewunderung hatte Napoleon auf seinem Siegeszuge an der Donau von dem Beginnen des preussischen Husaren-Majors gehört, der es wagte, ihm, dem mächtigen Kaiser, den Handschuh hinzuschleudern. Nicht dieser Einzelne war es, den er zu fürchten brauchte; aber er sah in Schill den verwegenen Vorkämpfer des Geistes, welcher immer

mächtiger das deutsche Volk ergriff und den er vergebens niederzuhalten suchte. Der größte Theil seiner Streitmacht stand gegen Oesterreich im Felde, auf die westfälischen Truppen setzte er kein Vertrauen. Es konnte längere Zeit vergehen, bis er im Stande war, eine Heeresmacht in Norddeutschland aufzustellen. So übertrug er es denn seinen Verbündeten, dem Zuge Schill's ein „Ende mit Schrecken“ zu machen.

Von den Ufern der Weser setzte sich ein holländisches Corps unter General Gratien gegen Schill in Bewegung; an der Cyder sammelte sich eine dänische Heeresabtheilung unter General von Ewald. Gegen diese überlegenen Streitkräfte suchte Schill einen festen Stützpunkt und wandte sich zunächst die Elbe abwärts nach der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz.

Einige Fahrzeuge mit bewaffnetem Fußvolk, das sich hinter ausgespannten Segeln und Matten verbarg, steuerten die Elbe hinab. Eine kurze Strecke vor dem Orte wurden die Rähne verlassen und die Schillschen näherten sich im Sturmschritt dem Thore. Die Thorwache streckte in der ersten Bestürzung die Gewehre und die schwache mecklenburgische Besatzung that bald darauf des Gleichen (15. Mai).

So war der Platz mit leichter Mühe genommen. Aber Schill überzeugte sich bald, daß die kleine verfallene Festung ihm keinen Rückhalt gewährte, und richtete nun sein Augenmerk auf Stralsund, das ihm noch aus früherer Zeit bekannt war. Dort konnte er hoffen, von England aus Unterstützung zu erhalten oder doch im äußersten Falle Aufnahme auf englischen Schiffen zu finden. Die Stadt stand noch unter schwedischer Herrschaft, war jedoch im letzten Kriege von den Franzosen genommen worden und hatte seitdem eine schwache französische Besatzung behalten. Von dieser besorgte Schill keinen nachhaltigen Widerstand; jedoch war der Ort nur unter großen Schwierigkeiten zu erreichen, da die Heeresabtheilungen der Holländer und Dänen ihm bereits auf dem Fuße folgten und da auch das Mecklenburgische Land, welches Schill durchziehen mußte, von feindlichen Truppen besetzt war.

Schon einige Meilen vor Stralsund, an dem Flüsschen Rednitz, welches die Grenze zwischen Mecklenburg und Schwedisch-Pommern bildete, stellte sich ihm die Besatzung von Stralsund, verstärkt durch mecklenburgische Truppen, unter dem General Candras kampfbereit entgegen. Durch ein glänzendes Gefecht bei Damngarten (24. Mai), in welchem die Schillschen Jäger ihren alten Ruhm bewährten und seine Husaren schwimmend den Fluß durchsetzten, öffnete sich Schill die Bahn nach seinem

Ziele. Ohne Aufenthalt brach er in der folgenden Nacht gegen Stralsund auf.

Als hier soeben der Kanonendonner der französischen Artillerie von den Wällen der Festung die Nachricht von dem Einzuge Napoleons in Wien verkündet hatte, sprengte Schill mit einigen Husaren und reitenden Jägern über die Zugbrücke durch das offene Thor in die unvertheidigte Stadt, wo nur 150 französische Kanoniere zur Bewachung des Festungsgeschützes zurückgeblieben waren. Diese wehrten sich indessen tapfer in ihrer Kaserne und ergaben sich erst, als sie von allen Seiten umstellt und ohne jede Aussicht auf Rettung waren.

Als bald begann Schill sich in Stralsund zu verschanzen und festzubauen, fest entschlossen, den Platz zu behaupten oder hinter den Mauern von Stralsund sein Grab zu suchen. Er gedachte des alten Ruhmes dieser Festung zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da sie durch ihre tapfere Vertheidigung Wallenstein das ohnmächtige Zornwort entlockt hatte, er wolle Stralsund gewinnen, wenn es gleich mit Ketten an den Himmel fest geschlossen wäre. So sollte auch jetzt, hoffte er, an ihren Mauern die Macht des fremden Gewaltherrschers scheitern. Tausende von Händen wurden in Bewegung gesetzt, die Wälle ausgebessert und hergestellt, die Dämme durchstechen, die Wiesen überschwemmt. Bald waren die Mauern gegen den Angriff von West und Süd völlig geschützt; wenige Tage hätten genügt, um ihnen auch auf der Nordseite eine gleiche Festigkeit zu geben. Die eroberten Geschütze sahen von den Wällen drohend in die Umgegend hinaus. Leider fehlte es nur an geübten Händen sie zu bedienen, und an Mannschaften um die Wälle zu vertheidigen. Zwar ließ Schill die Landwehr von der Insel Rügen herbeirufen, welche schon während des letzten Krieges bei der Vertheidigung von Stralsund Dienste geleistet hatte; aber die Leute kamen ungern, denn sie kämpften nicht für ihren König und ihr Vaterland. Ihnen übertrug Schill die Vertheidigung der Nordfront, wo er am wenigsten einen Angriff erwartete.

Unterdessen zogen die Unglückswollen immer näher herauf. Am letzten Mai Morgens erhielt Schill die Meldung, daß die feindlichen Corps von Gratien und Ewald sich in vierfacher Ueberlegenheit von Westen und Süden der Festung näherten. Die Wälle wurden besetzt, das Geschütz gerichtet. Ein verheerendes Geschützfeuer von der Festung her leuchtete die Reihen der zum Angriff sich entwickelnden Heersäulen.

Mit freudigem Stolze sah Schill, wie alle

Sturmangriffe des Feindes auf das Triebfeerthor, den Eingang in der Westfront, an der Festigkeit der Mauern und der Tapferkeit seiner Jäger scheiterten; aber er bemerkte nicht, wie immer mehr feindliche Truppen sich hinter den Dünen am Ostseestrande entlang zogen. Nun begannen auch diese von Norden her den Angriff. Sie drangen über Dämme und Brücken vor, bestürmten das dort gelegene Knieper Thor und die Wälle zu beiden Seiten desselben. Die schwedische Landwehr warf die Gewehre von sich und floh in das Innere der Stadt. Die Feinde drangen nach.

Die Schillschen Reiter, welche auf dem Marktplatz hielten, vermutheten von dort so wenig einen Angriff, daß sie die in ihren rothen Mänteln ansprengenden Dänischen Dragoner anfänglich für Engländer hielten, die gerade zur rechten Stunde zu ihrer Unterstützung gelandet wären. Erst als diese sich zum Gefecht scharten, erkannten sie ihren Irrthum und stürmten ihnen entgegen. Auf dem Markt und in allen Straßen wogte das Kampfgetümmel.

Zu spät erfuhr Schill am Triebfeer Thor, daß der Feind von der entgegengesetzten Seite in die Stadt eingedrungen sei, und eilte an der Spitze eines Häufleins Husaren mit verhängtem Zügel nach der inneren Stadt, wo das Gewühl am dichtesten war. Beim Umbiegen um eine Straßenecke traf er auf mehrere feindliche Officiere höheren Ranges, welche dort zusammenhielten und an vorübermarschirende Truppen Befehle ausgaben. Mit geschwungenem Säbel sprengte Schill mitten unter sie und hieb den nächsten, den sein Säbel erreichen konnte, den französischen General Carteret, mit gewaltigem Streiche aus dem Sattel. Dann aber, einsehend, daß ein Durchkommen an dieser Stelle unmöglich, warf er sein Roß herum und jagte nach dem Ausgange der Straße zurück, wo gerade einige holländische Soldaten damit beschäftigt waren, einem verwundeten Kameraden Beistand zu leisten.

„Das ist der Schill!“ rief einer von ihnen auf den Reiter zeigend. Sogleich waren mehrere Gewehre auf ihn gerichtet und der tapfere Schill sank zu Boden mit der Todeswunde im Herzen.

„Wo ist der Schill?“ — Die Frage ging unter den Kämpfenden von Mund zu Mund, und das Ausbleiben der Antwort ließ Trauriges ahnen. Da zogen auch die Seinigen es vor, im verzweifelten Kampfe gleich ihrem Führer ein „Ende mit Schrecken“ zu suchen, als durch Flucht oder Ergebung ihr Leben zu retten. Nur einer Abtheilung Husaren unter dem Lieutenant von Brännow, der sich auch die Reste des Schillschen Fußvolks anschlossen,

gelang es, sich durch die Feinde bis zum Thore durchzuschlagen und das freie Feld zu gewinnen. Hier aber wurden sie sogleich von feindlichen Schwadronen umringt und zur Ergebung aufgefordert.

„Nichts von Ergebung! Freier Abzug auf der Stelle mit Pferd und Waffen oder Kampf auf Leben und Tod!“ lautete die entschlossene Antwort des Führers; gleichzeitig gab er seiner Mannschaft ein Zeichen, sich zum Gefecht bereit zu machen.

Diese Entschiedenheit wirkte. Die feindlichen Generale wurden herbeigerufen und gestanden einen ehrenvollen Abzug zu. Am folgenden Tage erreichten diese letzten Reste des Schill'schen Corps das preussische Gebiet und übergaben

sich der Gnade ihres Königs.*)

Unglücklicher war das Loos derjenigen, welche während des Kampfes in Gefangenschaft gerathen waren und welche nun die ganze Rache des Siegers erfahren sollten. Ihre Zahl belief sich auf 11 Officiere und nahe an 600 Mann. Die Mannschaften wurden nach französischen Kriegshäfen gebracht und schmachteten so lange in den Ketten der Galeerenflaven, bis ihnen der Sturz Napoleons die Freiheit brachte. Die Officiere wurden von Stralsund auf Umwegen nach Wesel geführt, hier vor ein französisches Kriegsgericht gestellt und als „Straßenräuber“ zum Tode verurtheilt.

Je zu zweien an einander gefesselt, traten die Unglücklichen unter Begleitung einer Abtheilung französischer Grenadiere den Weg nach der Wiese

*) Sie wurden von dem preussischen Kriegsgericht freigesprochen.

an der Lippe an, die zu ihrer Nichtstatt ausersehen war (16. Sept.). „Seht zu, wie preussische Officiere zu sterben wissen!“ rief einer der jüngsten den vorübergehenden Bürgern zu. Sie lehnten es ab, sich die Augen verbinden zu lassen und erwarteten stehend, offenen Auges den Tod, der ihnen aus den Gewehrläufen der gegenüber aufmarschirten Soldaten drohte. Sie warfen die Mützen in die Luft, brachten mit fester Stimme ein letztes Hoch dem Könige, — da

krachte die Salve und zehn von ihnen sanken todt zu Boden. Der elfte, den die Kugel nur am Arme verwundet hatte, riß die Weste auf, zeigte auf das Herz und rief: „Treffst besser, Franzosen, hier schlägt das preussische Herz!“



Die nächste Kugel traf das richtige Ziel. —

Was der tapfere Schill und seine Genossen durch ihr eigenmächtiges Eingreifen in den Lauf der Dinge und ihren überschäumenden, verwegenen Muth vor dem Gesetze verschuldet, das haben sie durch ihren Heldensinn und die todesmuthige Hingebung, mit welcher sie ihrem Schicksal entgegen gingen, gesühnt. Im Herzen des deutschen Volkes lebte Schill fort als der treue Kämpfer für's Vaterland, der Vorreiter der deutschen Freiheit. Als wenige Jahre später zur rechten Stunde das ganze Volk auf des Königs Ruf zum Kampfe für seine Unabhängigkeit und Freiheit sich einmüthig erhob, da trat auch das Bild des kühnen Helden, der für dieselbe Sache zu früh sein Leben eingesetzt, lebendig vor die Seele der Mitstreiter, und wo ein Jäger die Büchse von der Wand langte oder ein Reiter sein Kößlein zäumte, um in den Kampf auszu ziehen, da gedacht' er auch des Schill und seiner Schaar.

Die Maikuhle.

Von

Fedor von Köppen.



Was rauscht der Wald? — Die Brise bläst
So frisch und maienkühl,
Die Stämme wurzeln tief und fest,
Stolz ragt der Kronen Laubgeäst,
Wie Kraft und Hochgefühl.

Was schäumst du an der Dünen Wall
Hoch auf, du blaues Meer?
Frei dehnt du dich im weiten All,
Und mächtig über'm Wogenschwall
Weht Gottes Athem her.

Rein ist die Luft, die uns umschlingt,
Der Himmel klar und still;
Die Seele schwillt, von Muth beschwingt,
Es rauscht der Wald, die Woge singt
Ein Lied vom kühnen Schill.

Hier lag er, der vielkühne Held,
Mit trug'ger Jäger Zahl;
Das Laubdach war ihr lustig Zelt,
Ihr Tisch und Bett das grüne Feld,
Die Blüch' ihr Ehgemahl.

Und als der Feind vor Kolbergs Rain,
Da sprach der kühne Schill:

„Wir lassen keinen Franzmann ein,
Der Busch soll unser Kleinod sein
Und Grab, so Gott es will!“

Das gab ein Kämpfen wutherpicht,
Auf Einen kamen Zehn;
Die Kugeln prassel'n hageldicht,
Doch die im Busche wanken nicht,
Wie stämm'ge Eichen stehn.

Wol naht der Feind mit Sturmgewalt,
Die Wogen brausen hohl;
Wild schüttelt sich der grüne Wald,
Das Horn ertönt, der Feldruf schallt:
„Ihr Brüder, habt euch wohl!“ —

Im Maikuhlholz, am Waldesfluß,
Da liegen Gräber viel;
Die Birken streun den Blättergruß,
Die Woge singt an ihrem Fuß,
Sanft schlummert, wer da fiel.

So rausche, grüner Wald, auf's neu',
Erbrause, Wogenschwalm!
Noch lebt und wacht der alte Len,
Das Preußenherz ist fest und treu,
Wie Kolbergs Feste wall.

Sprüche von Friedrich Güll.

Schmüd' dich nicht mit falschem Gold,
Nicht mit falschem Edelstein;
Echt und recht allein wird hold
Stets bei Gott und Menschen sein.

Schön war der Baum im Lenz, als er zu blühen anfing,
Gut erst im Herbst, als er voll süßer Früchte hing.

In der größten Glocke der kleinste Sprung:
Kein heller Klang mehr im vollsten Schwung.
Es hilft kein Hämmern und kein Lötchen,
Es ist ein neuer Guß vonnöthen.

Mancher blüht sich nach der leeren Nuß,
Weil er ihr nicht anmerkt, daß sie taub;
Mancher tritt das Golberz mit dem Fuß,
Weil ihm seinen Glanz verhüllt der Staub.

Mein weiter Weg ward kurz, indem ich Schritt um Schritt
Stets vorwärts ging und rechts und links nicht einen Tritt.

Gute Sprüche lernen, heißt
Sie nicht bloß dem Sinn nach merken,
Sondern durch sie Herz und Geist
Für den Weg durch's Leben stärken.



Die Katzenfreundin.

Eine Erzählung von

Julius Lohmeyer.

Mit Original-Bezeichnungen von Hermann Heubner.



In einem der kleinen schmalen Thäler der tannenbewachsenen Vorberge des Thüringerwaldes zieht sich ein kleines Dörfchen an beiden Ufern eines breitbettigen Bergwassers hin. Von einer niederen Anhöhe schaut sein schmuckes Kirchlein aus stattlichen Linden hervor, um die sich der umbuschte Friedhof breitet. Fast am Ende des Dorfes, hinter der großen Steinmühle, an die hier ansteigende Berglehne geschmiegt, liegt das kleine Gehöft des Niedbauern, von weiten Obstgärten umgeben.

Es war still geworden im alten Hause, seit die gute Frau des Niedbauern da droben unter den Linden ruhte. Sie war im letzten Herbst plötzlich gestorben. Dem Alten war es, als wäre ein Licht ausgelöscht worden, das sonst seinen lachenden Schein über Alles um ihn breitete. Seine Kathi war die Seele des Hauses und der Glanz seines Lebens gewesen. Er selbst war ein schwachmüthiger Mann, alt und kränklich, still und in sich gefehrt; von ihm ging kein Licht, kein Leben aus.

Aber einen Abglanz ihres Seins hatte die schöne Frau dem Alten zurückgelassen. Das war Margareth, die nun sieben Jahre alt geworden war, das schmutze blonde Dirnlein mit den lichtblauen Augen, den zartrothen Wangen wie frische Apfelblüthe, und dem schallhaften Lächeln um den rothen Mund.

Das Kind war Zug für Zug das kleine Abbild der frohmüthigen Frau Kathi geworden. Sein Wesen zeigte dieselbe Mischung von rüstiger Kraft und zarter Anmuth, die auch ihrem Mütterlein solchen Liebreiz verliehen hatte. Auch von dem Kinde strahlte ein lichter Zauber aus, dem sich so leicht Keiner entziehen konnte. Als ob es kein Leid, kein Elend auf dieser Welt gäbe, so lachte es Einem aus den fröhlichen Augen entgegen. War es doch, als ginge eine kleine Sonne auf, wenn Margareth plötzlich ins Zimmer trat. Dazu kam eine stille, aber selbstgewisse Art in ihrem Wesen, die man respectiren mußte. Es kam Keinem in den Sinn, die zierliche Margareth etwa schälernd auf das Knie zu ziehen oder ihr im Vorbeigehen neckend in die Flechten zu greifen. Eine gewisse fertige, charaktervolle Haltung prägte sich in allem ihrem Thun aus. So wuchs

dem verödeten Hause hier wieder eine neue Seele heran. Die kleine Person schien zu wissen, was sie hier auf dieser Erde zu thun habe, und der Bevormundung durchaus nicht bedürftig zu sein.

Der Alte sah mit Stolz und Freude auf das Kind, dessen Wesen und Entwicklung ihm freilich eine Art von Geheimniß blieb. Er fühlte, daß alles Schöne, was Margareth's Geist und Körper schmückte, nicht von ihm herrühre, und betrachtete das Kind wie einen anvertrauten Schatz, zu dem er nichts hinzufügen und von dem er nichts hinwegnehmen könne. Auch Margareth hing mit inniger Liebe an ihrem Vater.

Es war an einem Samstag Abend im Hochsommer. Der Niedbauer saß nach einem ermüdenden Erntetag hinter dem Hause, um eine Weile in der Abendkühle auszuruhen, dann aber langte der Arbeitsgewöhnte eine Sichel von der Wand, die er, nachdem er den kleinen Ambos vor sich zurechtgesetzt hatte, mit sicheren Schlägen zu dengeln begann. Er lauschte dabei, zuweilen vergnügt vor sich hin lächelnd, dem Gespräch der Kinder, die nicht fern von ihm saßen. Margareth und ihr kleiner Freund, des Müllers Davidle, der zu ihr wie zu einer ältern, klügern Schwester mit einer Art von Verehrung aufschaute, waren eben in lebhafter Unterhaltung begriffen. Margareth hielt dabei ihr Lieblingsklägchen auf dem Schooße, spielte und koste mit ihm.

„Warum kommt dein Mummy nie zu mir, und warum hat dich auch unser Kater lieb und mich nicht?“ fragte Davidle.

„Weil du die Katzen quälst, und nicht weißt, wie sie es gern haben“, antwortete Margareth, indem sie neckisch die Haarkrone von dem Köpfchen einer Ruhblume blies und den bekannten Kinderreim dazu trällerte.

„Aber auch der Tiras läuft dir nach und bleibt nicht bei mir, und den quäle ich doch nicht und thue ihm Alles an, was er gern hat“, klagte Davidle fast unmüthig.

„Weil du ein wilder Junge bist und nicht mit ihm spielen kannst.“

„Nein, Margareth, dich haben alle Thiere lieb, und mich nicht“, sagte Davidle betrübt.

Aus der Ferne ertönte das Horn des Schäfers. Eben lenkte er mit der Herde um den Waldbrand, den Berg herab und der Mühle zu.

Raum war Davidle der Thiere ansichtig geworden, als er mit einem Satz aufsprang, Margareth und dem Riedbauern mit freundlichem „Gute Nacht“ die Hand reichte, und, mit seiner Peitsche knallend, der Herde nacheilte.

Davidle hatte ganz richtig beobachtet. Margareth war eine verständige freundliche Art eigen mit den

und reinen Natur geht, oft plötzlich wie ein Licht, ein ahnendes Verständniß für das Seelenleben der Thiere auf. Wer hochmüthigen Herzens auf die unmündigen Kinder der Schöpfung herabschaut, der kommt nie zu der rührenden Entdeckung, daß auch in ihnen ein stilles Gemüths- und Träumleben in Freud und Leid waltet, wenn auch ärmer und unbewußter als in uns. —

Der Vater hatte zu dengeln aufgehört und legte mit einem leisen Seufzer Sichel und Hammer bei



Thieren zu verkehren, wie keinem anderen Kinde in ihrer Umgebung. Nicht nur mit den Katzen im Gehöft, auch mit denen in der Nachbarschaft war sie vertraut. Selbst die scheuesten unter den Thieren folgten ihr und ließen sich von ihr streicheln oder auf den Arm nehmen. Aber es waren nicht nur Liebkosungen oder kleine Leckerbissen, durch welche sie die Zuneigung der Thiere gewann, es war weit mehr das liebevolle Aufmerken auf die stumme Sprache ihrer Blicke und Mienen, die Aeußerungen ihres innern Lebens, durch welches sie zu jener Macht über sie und zu diesem freundlichen Einverständniß mit ihnen gelangte.

Wahrlich, nur einer liebevollen, anspruchlosen

Seite. Margareth sah ihn besorgt an. Sie stand auf, trat zu ihm und schmiegte sich schmeichelnd an seine Seite, während ihr Kätlein mit Schnurren um ihre Füße strich.

„Was hast du, Vater, du bist so traurig?“ sprach sie, ihm bekümmert in die Augen schauend.

„Nichts, Margarethel,“ sagte der Riedbauer und küßte sie auf die Stirn. „Morgen zieht Tante Gertrud bei uns ein. Sei recht brav und gut, hörst du? Sie hat ein schweres Gemüth und keinen Frieden im Herzen, aber sie ist brav und meint es gut,“ schloß er mit schwerem Aufathmen.

„Ich will gewiß gut sein, und freue mich auf die Tante; aber warum bist du so traurig, Vater?“

„Laß es gut sein, Margareth,“ sagte der Alte und zog dabei das Kind so nah an sich heran, als ob er es vor drohender Unbill schützen wolle. „Mir ist nicht gut, es wird besser werden.“

Sonntag Nachmittag war es. Auf den Gassen des Dorfes, den Wiesen und Wäldern ruhten Frieden und Festglanz. Da langte ein leichtes Gefährt vor dem Gärtchen des Hauses an, aus dem ein hageres, vielgefurchtes Frauengesicht ernst und fragend hervorschaute.

Der Bauer trat aus dem Hause, und Margareth sprang mit freudestrahlendem Gesicht hinter ihm drein.

„Tante, Tante!“ rief sie fröhlich, kletterte an dem Schlag in die Höhe und küßte der Alten die Hand. Das kummervolle Gesicht der Frau beugte sich aus dem Wagen, und ihr Mund berührte Margareths Stirne, aber ernst und kühl und ohne daß sich dabei nur ein Zug in ihrem Antlitz veränderte. Margareth schauerte es frostig bis zum Herzen herab und ihre frohen und neugierigen Fragen verstummten plötzlich.

Der Vater, der noch gedrückter als sonst war, half der Tante aus dem Wagen, und trug ihr das Spinnrad und einige Bündel nach dem Hause voran, während ihm die Alte mit einem Korbe nachfolgte. Plötzlich wandte sie sich um, und schaute unruhig nach dem Wagen zurück, auf dessen Sitz noch ihre schöne große Kaze zurück geblieben war. „Buzi,“ rief sie, „komm mein Schätzchen!“

Margareth sprang zum Wagen, um die Kaze vom Sitz herunterzunehmen, aber mit grimmigem Fauchen scheuchte diese das Kind von sich hinweg, und entzog sich mit einem Sprunge vom Wagen seinen freundlichen Bemühungen. Mit Murren stieß sie zu der Alten, die wartend stehen geblieben war und sie mit zärtlichem Streicheln empfing.

Margareth ging langsam dem Hause zu. Eine Zeit lang blieb sie auf dem Gange stehen, ehe sie in die Stube trat. Es war ihr, als habe sie ein Gefühl bisher ungekannter Bangigkeit niederzukämpfen. Sie empfand zum ersten Male, daß sie nicht so fein dürfte, wie sie immer war, daß sie vorsichtig, zurückhaltend sein müsse. Endlich war sie leis und unbemerkt in die Stube getreten. Der Vater und die Tante saßen an beiden Enden des Tisches, einander gegenüber. Auf dem Schooß der Alten kauerte, leise schnurrend, die Kaze, die zärtlich von ihr gestreichelt wurde.

Margareth setzte sich, um das ernst geführte Gespräch nicht zu stören, still auf die Bank am Ofen nieder, der in der Tiefe der Stube stand.

„Und, was ich dir sagen wollte, Christian,“ sprach jetzt die Alte mit scharfer Betonung, „laß mich mit den Nachbarn in Frieden. Ich will keine Gesellschaft haben. Ich bin es nicht gewohnt.“

„Wie du willst, Gertrud,“ antwortete der Bauer bedrückt. „Es sind sonst gute Leute.“

„Das mag sein. Ich will aber hier ohne Umgang bleiben; und daß du es weißt, Christian, ich bin zu dir gekommen, weil du es einmal so haben wolltest, aber ich kann jeden Tag wieder gehen. Das muß ich dir doch sagen.“

„Ja, Gertrud,“ sagte der Bauer ernst, „ich dachte, es gehörte sich so, daß ich dich zu mir in's Haus nähme, und auch Kathi hat es wohl so gewollt. Sie sprach immer gut von dir, wenn ihr euch auch zusammen nicht verstehen konntet. Ihr waret eben zu verschiedene Menschen. Auf ihrem Sterbebette — du weißt, wie plötzlich der Tod über sie kam — als sie nur noch wenige Worte mühsam hervorbrachte, nannte sie ein paar Mal deinen Namen und deutete dabei auf Margareth. Sie konnt's nicht mehr aussprechen, was ihr das Herz bedrückte, aber ich habe gewiß verstanden, was ihre Meinung war, und darum habe ich dich gebeten zu uns zu ziehen.“

„Laß es gut sein, Christian,“ erwiderte die Schwester mit einer abweisenden Kopfbewegung, „ich gönne ihr die ewige Seeligkeit, aber sie hat kein Herz für ihre arme Schwägerin gehabt.“

„Das vergeb' dir der Himmel,“ sagte der Miedbauer auffahrend. „Was hat sie dir angethan? Zu einem Streit kommt es unter den Besten. Ein paar heftige Worte muß man vergessen können. Du hast es auch nicht an solchen fehlen lassen.“

„Nein, Christian,“ sprach die Alte kalt und fuhr mit der Hand platt über den Tisch, „Vergessen, das verlange nicht von mir, das kann ich nicht, in meinem ganzen Leben nicht.“

Der Alte schüttelte unmutig den Kopf. „Nun so laß es ruhen,“ sagte er kurz abbrechend.

Margareth horchte hoch auf. Aengstlich und befremdet schaute sie nach dem Vater hinüber. So kleinlaut und besangen hatte sie ihn noch nie vorher gesehen. Das Blut schoß ihr mit lautem Pochen nach dem kleinen Herzen. Wer durfte so von ihrer Mutter sprechen? Sie, die liebevollste Seele, sollte für des Vaters Schwester kein Herz gehabt haben? Fast ohne es zu wollen, stand das Kind auf. Es fühlte die plötzliche Gluth nach seinen Wangen schießen, und, indem es schüchtern einen Tritt in's Zimmer vortrat, sprach es halblaut: „Das ist nicht wahr, Tante, daß die Mutter euch nicht lieb gehabt hat.“

Die beiden Alten, die sich allein geglaubt hat-

ten, schauten fast erschrocken nach dem Ofenwinkel, in dem das Kind verlegen, das Gesicht mit Purpur übergossen, da stand.

„Geh' hinaus, Margareth,“ sagte der Vater beinahe unwillig, „die Tante hat es nicht so gemeint.“

Diese aber sah das Kind mit ihren durchdringenden Augen scharf an, indem sie die schmalen Lippen fest zusammenkniff, und sagte dann kalt und als ob Margareth gar nicht zugegen wäre: „Es ist Zeit, Christian, daß das Kind wieder unter Zucht kommt.“

Margareth schlich erschrocken zum Zimmer hinaus und nach dem fernsten Winkel des schattigen Obstgartens. Sie hatte ein Gefühl, als ob sie ein schweres Unrecht begangen habe.

Am andern Tage musterte die Alte mit unwilligem Kopfschütteln alle Winkel des Hauses, wobei ihr Bußi murrend auf Schritt und Tritt nachfolgte. Dann begann ein Fegen, Stäuben und Säubern, Trepp auf, Trepp ab. Die alte Magd, die schon Jahre lang in dem Hause diente, mußte manches barsche Wort hören, das sie von Frau Kathi her nicht zu hören gewöhnt war.

Bald funkelten Treppen und Dielen wieder in glänzender Sauberkeit wie in den besten Tagen der guten Kathi, aber Vater und Tochter war es, als ob auch alles heimliche Behagen und aller Friede über die blanke Schwelle des Hauses gesetzt worden wäre.

„Sie meint es brav, die Schwester,“ sagte Christian sich tröstend, aber er fühlte auch, daß er aufgehört habe der Herr in seinem Hause zu sein.

Margareth war in diesen Tagen um Vieles älter geworden; sie hatte in sich ein Gefühl des Mißtrauens und der Scheu aufsteigen sehen, das ihr ein arges Unrecht dächte, und das sie niederzukämpfen sich vergeblich bemühte. Alles das war ihr neu. Sie hatte ein Wesen kennen gelernt, in dem keine rechte Liebe lebte, und das ihr verwandtschaftlich doch so nahe stand. Auch der Vater kam ihr verändert und wie gelähmt vor; es erschien ihr, als hätte er die Mutter, die sie wie eine Heilige verehrte, nicht mannhaft genug gegen seine Schwester in Schutz zu nehmen gewußt. Selbst vor ihrem Vater hatte sie jetzt, zum ersten Male in ihrem Leben, eine Empfindung zu verschweigen. Alle diese Gefühle standen als etwas ganz Neues in ihr auf und bedrückten und verwirrten ihren geraden, rechtlichen Sinn. So durfte es nicht fortgehen. Wie eine Gewitterschwüle lag es über ihr.

Einige Tage darauf saß sie mit ihrem Strickzeug vor der rebenumrankten Thüre des Hauses.

Schwerer noch, denn sonst, fühlte sie ihr Gemüth belastet. Drinnen im freundlichen Zimmer saß die Alte in ihr Gebetbuch vertieft.

O gewiß, sie hatte der Tante Unrecht gethan. Ihre Seele war gewiß nur verfinstert worden durch all' das Schwere, das sie erlebt hatte. Margareth wäre am liebsten vor sie hingetreten, hätte ihr die Hand reichen mögen und sie um Verzeihung bitten für Alles, was sie im Herzen gegen sie getragen hatte.

Die Tante betete. Aber was ist denn Beten? Kann es etwas Anderes sein als Danken und Bitten, Vergeben und Bereuen? Von diesen Gedanken, ob sie ihr auch nicht völlig klar wurden, überkam sie doch ein sicheres Bewußtsein. Konnte sie beten und doch ihrer Mutter nicht vergeben? Das verstand sie nicht. Nein, sie wollte zu ihr treten und für ihre Mutter und sich selbst um Liebe und Güte bitten. Ja gewiß, gerade jetzt, konnte die Tante ihr diese Bitte nicht abschlagen. Margareth erhob sich leise mit klopfendem Herzen. Sie trat an das Fenster, blickte in die Stube und wartete bis die Tante das Buch schloß und auf den Rand des geöffneten Fensters legte. Nun standen sich Beide nahe gegenüber.

„Tante,“ brachte das Kind langsam und wie stehend hervor: „Nicht wahr, Tante, du betest auch für die Mutter und hast ihr verziehen?“

Die Alte stand einen Augenblick wie betroffen, und als vermöchte sie den Blick des Kindes nicht zu ertragen, der ängstlich bittend an dem ihrigen hing. Sie trat einen Schritt in die Stube zurück und griff nach ihrer Arbeit.

„Nimm den Krug und das Brot,“ sagte sie dann ernst und ohne nach Margareth weiter aufzuschauen, „und bring' es dem Vater an den Wildgraben hinaus; es ist Zeit.“

Margareth gehorchte, aber ihr Wesen war von diesem Augenblicke an noch scheuer und zurückhaltender gegen die Tante, als bisher.

Die Alte fühlte bald, welches Unbehagen ihre Gegenwart verbreitete, und daß man sie mehr fürchtete und floh, als schätzte und ehrte. Aber wie immer im Leben, meinte sie, daß man ihren rechtschaffenen Absichten nur mit Undank und Mißtrauen begegne; und auch jetzt wieder suchte ihr verdrossenes Gemüth nicht in sich, sondern in den Andern die Schuld der Entfremdung.

Sie hatte stets ein armes freudloses Leben geführt. Als die jüngste Tochter des alten Niedbauern war sie im Gehöft aufgewachsen, während der Bruder schon das Haus verlassen hatte, in fremde Dienste getreten war, und als Soldat seine Zeit

abdiene. Die alte Bäuerin hatte den etwas schwächlichen Spätling ihrer Ehe leider allzusehr verzärtelt und zu selbstwilliger Eigenliebe erzogen. Als die Alten dann bald nacheinander dahinstarben, hatte der Bruder das kleine Gehöft übernommen und seine Kathi, die aus einem Nachbardorfe stammte, heimgeführt. Gertrud, die nie lernen wollte sich in billige und nothwendige Rücksichten zu schicken, und die Herrschaft im Hause nicht an die neue rechtmäßige Erbin abzutreten gesonnen war, verbitterte der jungen frohherzigen Frau, die lange Zeit genug ihre Launen mit gutmüthiger Geduld ertrug, die ersten Jahre ihrer Ehe. Endlich war es zwischen ihnen doch zu heftigen Worten gekommen. Frau Kathi mußte ihre Rechte behaupten, und Gertrud verließ zürnend ihr Vaterhaus, um in einem entfernten Dorf in Dienst zu treten. Das kam der verwöhnten Bauerntochter hart genug an, aber sie hatte es nicht anders gewollt.

Ihr Mißgeschick führte sie zu rohen Leuten, die sie mit Unmuth und Härte behandelten. So kam es, daß ihr wenig freundliches Gemüth sich schon früh mit Bitterkeit erfüllte. Ihre Altersgenossen hatten sich inzwischen verheirathet; aber die mißgünstige Gertrud wollte keiner der Bursche heimführen.

Als sie älter geworden war und der Bruder ihr das kleine Vermögen auszahlte, hatte sie sich bei einer gutmüthigen Muhme drüben im Städtchen Waldau eingemietht und jahrelang in ihrem Bodenstübchen ein einsames und verdrossenes Leben geführt. Durch Spinnen und Stricken verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt. Mehr und mehr lernte sie sich als eine vom Glück verstößene, unschuldig leidende betrachten, deren brave und aufrichtige Natur nur Andern zur Last sei. Ihr ganzer Groll aber wandte sich gegen die Frau ihres Bruders, die sie als einen Eindringling betrachtete, der ihr Lebensglück zerstört habe. Sie war zu selbstsüchtig, um gerecht sein zu können.

Fast ihre einzige Gesellschaft war die schöne, braun gefleckte Kaze gewesen, die wir schon kennen gelernt haben. An Etwas muß sich das Herz des Menschen hängen, und so hatte ihr einsames Gemüth dem klugen Thiere alle Neigung zugewandt, deren es fähig war. Sie hatte das Thier verwöhnt und verzogen, wie sie selbst als Kind verwöhnt und verzogen worden war, und in ihrem Lieblinge dadurch alle jene schlimmen Charakterfehler der Unbotmäßigkeit und Eigenwilligkeit herangezogen, die sie selbst für das Leben unbrauchbar machten. Die Nachbarn sprachen es oft genug aus, daß sie, die gegen keinen Menschen rechte Rücksichten nehmen wollte, nun von

dem Thiere Trotz und Ungeberdigkeit willig hinnehmen müsse, und sahen darin eine gerechte Rache ihres Schicksals. Bußi war ihr kleiner mürrischer Tyrann, den sie willig ertragen mußte.

Das schöne Geschöpf, das in der ersten Zeit jeden Annäherungsversuch Margareths mit unwilligem Murren abgewiesen hatte und, wie ihre Herrin, stets ungesellig und unwirsch allein saß, war, je länger je mehr, von dem freundlichen Wesen des Kindes bezwungen worden. Sie hatte sich auf die Länge der Macht ihres liebestrahlenden Auges und Gemüthes nicht zu entziehen vermocht. Bald sprang sie nicht mehr fort oder duckte scheu zusammen, wenn ihr das Mädchen ihr begegnete, bei ihr niederkniete und ihr das prächtige Fell strich. Ja, nicht lange darauf folgte sie ihr sogar kleine Strecken in den Hof und Garten nach, kehrte aber dann oft plötzlich, kurz umwendend und als wenn sie sich ihrer Pfllichtvergeffenheit bewußt würde, zu ihrer Herrin zurück.

Aber das Verhältniß zu dem Kinde wurde immer vertrauter. Schon ließ sie sich nachgiebig von ihm auf den Schooß ziehen und betrachtete es mit weniger Mißtrauen, wenn sie Margareth in der Schürze umhertrug. An ihre Brust geschmiegt, wölbte sich ihr Rücken von innerem Behagen, wenn Margareth mit ihr plaudernd, ihr lustig in die klugen Augen schaute. Endlich hüpfte sie, auch ohne Margareths Lockung abzuwarten, zutraulich spinnend auf ihren Schooß. Margareth war ganz glücklich über diese Umwandlung, um so mehr, als ihr die kleine Mimmi, die schon lange krankte, vor Kurzem weggestorben war.

Auch die Alte sah nicht ungern die Aeußerungen größeren Wohlbehagens an ihrem Lieblinge, aber als Bußi oft Stunden, ja halbe Tage lang sich von ihr entfernte und dem Mädchen auf Schritt und Tritt in Feld und Scheuer nachfolgte, empfand sie mit Unwillen diese Vernachlässigung, und ein eifersüchtiges Gefühl gegen das Kind, dem das Thier so sichtlich seine Neigung zuwandte, erwachte in ihr.

Mit vermehrten Liebkosungen suchte sie die Kaze wieder an sich zu locken und von dem Kinde fern zu halten; doch allzu wenig hatte sie ihren Zögling an Folgsamkeit gewöhnt, und so blieben ihre Versuche ohne rechten Erfolg.

Eines Tages saß sie wieder vor der Thür, dicht unter dem Fenster der sonnenhellen Bohnstube, in der die Alte am Spinnrad beschäftigt war. Die Kaze saß mit geschlossenen Augen, zusammengeduckt auf dem Fensterrand und wärmte sich im Sonnenschein. Jetzt sah sie das Mädchen. Mit einem Sprung saß sie ihr auf dem Schooß.

Die Alte sah es und rief sie in das Zimmer zurück — doch umsonst. Alle ihre Schmeichelworte waren vergeblich. Sie beugte sich aus dem Fenster. Wieder rief und lockte sie nun streng und befehlend, doch Alles war und blieb umsonst, und auch das Kind vermochte das eigensinnige Thier nicht zur Folgsamkeit zu bringen.

Als Margareth nun die Katze erfaßte und der Alten hineinreichen wollte, wandte sich das Thier ungeberdig und indem sie heftig fauchend die Zähne wies, gegen ihre eigne Herrin. Ein giftiger Blick der Alten schoß auf das Kind herab. Sie mußte das Thier nun gewähren lassen, aber der Verdruß lockte in ihrem Herzen und wandte sich gegen das Kind der Frau Kathi, das, wie sie meinte, nun auch noch das einzige Wesen, an dem ihr Herz hing, von ihr abwendig zu machen suchte.

Je inniger die Freundschaft zwischen dem Kinde und dem Thiere sich gestaltete, desto mehr erwuchs der Groll im Herzen der Alten. Margareth bemühte sich vergeblich, bei den kleinen häuslichen Verrichtungen, die ihr oblagen, ihre Zufriedenheit wie bisher zu gewinnen. Jeder unbedeutende Anlaß brachte ihr Tadel und böse Worte. Am meisten verdroß die Alte die selbständige freimüthige Art ihres Wesens, die sie für Trotz und Selbstgefälligkeit auslegte.

Auch den Vater suchte sie gelegentlich gegen das Kind einzunehmen. Schon öfters hatte sie ihn zu bestimmen gesucht, Margareth, die sichtlich Befähigung für weibliche Handarbeiten zeigte, wenigstens für eine Zeit zur Ruhme nach dem nahen Waldborte zu geben, um ihr dort bei der geschickten Schullehrerin Anleitung geben zu lassen; und wirklich war Christian, des häuslichen Friedens wegen und um das Kind den Unbillen der Schwester zu entziehen, nicht abgeneigt in eine zeitweilige Entfernung zu willigen; aber immer, wenn der für die Trennung anberaumte Termin heranrückte, schob er diesen wieder in dem Gefühl hinaus, daß mit dem Fortgange des Kindes der letzte Stern seines Hauses erlöschen müsse.

Margareth hatte gelegentlich von diesem Vorhaben gehört, und obgleich ihr der Aufenthalt bei der wohlwollenden Ruhme manche Freude versprach, brach sie doch stets in Weinen aus, wenn sie daran dachte, ihren Vater und ihren kleinen Freund in der Mühle verlassen zu müssen. —

Bald darauf, an einem Sonntage, war sie nach dem Mittagessen in die Mühle hinübergesprungen, und Buzi war ihr gefolgt. Die Alte, die vom Fenster aus ihren Liebling ihr nachschleichen sah, hatte ihn durch Zurufe zur Rückkehr zu bewegen gesucht; aber Buzi war der kleinen Freundin dennoch nach-

gelaufen, und hatte im Hofe der Mühle von einem Apfelbaume Stunden lang geduldig dem Spiele der Kinder zugeschaut. Als die Abendglocke erklang, riß sich Margareth los, und eilte über den Steg nach Hause, ohne dabei noch an die Katze zu denken.

In den einsamen Nachmittagsstunden war der Groll der Alten zum völligen Ausbruch gekommen, und mit unwilligen Worten empfing sie das Kind. Seine Versicherungen, daß es die Katze nicht, gegen ihr Verbot, mit sich fortgelockt, sondern im Gegentheile angelegentlich zur Rückkehr angehalten habe, wurden mit heftiger Gegenrede beantwortet. „Wo hast du die Buzi?“ rief die Alte, indem sie das Kind am Arme in die Stube zerrte. „Ich habe sie den Nachmittag nicht mehr gesehen.“ „Du lügst!“ rief die Tante erbittert, und heftige Schläge fielen auf den Rücken des Kindes nieder.

In diesem Augenblicke war Buzi in die Stube geschlichen. Sie blieb wie erschrocken stehen, wandte sich dann mit klagendem Miauen gegen die Alte, und leckte dem Mädchen, das sich auf die Ofenbank niedergesetzt hatte und unter heftigem Schluchzen die Schürze vor die Augen drückte, schmeichelnd und wie tröstend die Hände. „Lügnerin!“ rief die Alte und ein neuer Schlag fiel auf Margareths Schulter nieder.

Margareth floh weinend aus dem Zimmer; sie wußte sich nicht zu fassen; nie vorher hatte sie eine körperliche Züchtigung erfahren. Sie suchte ihren Vater. Dieser saß drüben am Thor der Mühle mit dem alten Müller in vertraulichem Gespräch. Das Kind lief zu ihm, und barg schluchzend sein Gesicht an seiner Brust. Längere Zeit währte es, bis sie die Fragen des besorgten Vaters beantworten konnte. Endlich stieß sie, zugleich mit der Versicherung, daß sie unschuldig sei, in ruckweisen Absätzen hervor, was ihr geschehen war. Der Niedbauer war blaß geworden. Zorniger Unmuth hatte ihn ergriffen. Er eilte mit heftigen Schritten und indem er das Kind an der Hand mit sich forttrieb, seinem Hause zu. Aber er besann sich bald wieder und sein Schritt begann zu zögern. Er war ein stumpfer, müder Mann, dessen Muth längst gebrochen war. Er fürchtete den fruchtlosen Kampf mit dem unnachgiebigen und harten Wesen seiner Schwester, und immer langsamer wurde sein Gang, je näher er dem Gehöft kam; wußte er doch, daß jedes heftige Wort es zum vollen Bruche mit ihr bringen mußte.

„Vater,“ rief Margareth bittend, die wohl ahnte, was in dem Alten vorging, „laß mich zur Ruhme hinüberziehen.“

Der Vater blieb stehen und athmete wie erleich-

tert auf. Das Wort des Kindes schien ihm wie ein Fingerzeig von oben und im rechten Augenblick.

„Ja, Margareth,“ rief er, „du ziehst zur Muhme, und schon morgen früh. Ich gebe dir ein Briefel mit.“

Am Abend hörte Margareth, die sogleich nach oben in ihre Kammer geschlichen war, zwischen Weinen und Einschlafen, heftige Reden und Gegenreden aus der untern Stube herausschallen, und vernahm, wie der Vater bald darauf das Haus verließ und die Hofthüre hinter sich zuwarf. Dann war Alles wieder ruhig im Hause geworden und sie war, von all den Gemüthsregungen erschöpft, bald in Schlaf gesunken.

Bald nach Tagesanbruch stand das Mädchen, gerüstet mit einem kleinen Bündel am Arm, am Bette des Vaters. Er küßte sie, stand auf und begleitete sie halb angekleidet bis vor das Hofthor, vor dem er stehen blieb und ihr bekümmert nachschaute. Margareth wandte sich mit freundlichem Nicken, und um dem Vater den Abschied nicht noch mehr zu erschweren, durch Thränen lächelnd, noch ein paar Mal um, ehe sie um die Ecke der Mühle verschwand.

Erst vor dem Dorfe bemerkte sie, daß ihr die Kaze langsam und mit scheuer Miene gefolgt war. Als sie sich freundlich umwandte und zu ihr niederbückte, sprang das kluge Thier freudig an ihr empor, und leckte ihr das vom Weinen noch feuchte Gesicht. Sie bemerkte wohl die schmerzliche Bewegung des Kindes und ihre Liebesbezeugungen wollten nicht enden. Margareth drückte sie gerührt an sich, dann aber trug sie Buzi bis zu dem Stege zurück, und versuchte sie mit guten und bösen Worten zum Gehöft zurückzuschicken. Aber alle Mühe war umsonst. Die Kaze schritt dem Kinde nach, es immer mit den Augen verfolgend, während dieses jeden ihrer Annäherungsversuche in Furcht und Sorge von sich abwehrte.

Durch die hohen wogenden Kornfelder, über denen die Sonnengluth zitterte, und durch den kühlschattigen Buchenwald folgte ihr Buzi. Rastete Margareth, so blieb sie in einiger Entfernung sitzen, und sah wie bittend nach ihr hinüber.

Erst gegen Mittag hatte das Kind die Höhe erstiegen, auf der das Städtchen am Fuße des bewaldeten Burgberges liegt. Der freundliche Hof der Muhme lag gleich am Eingang des Ortes. Die kleine, dicke Frau stand im Hausflur vor einem Waschtrog in rüstiger Arbeit. Ein Freudenstrahl glitt über ihr gutmüthiges Gesicht, als sie das Kind über den Hof schreiten sah.

„Wo kommst her, Margreth?“ rief sie, indem

Deutsche Jugend. XI.

sie, die Hände rasch abtrocknend, sich vor dem Kinde niederließ, und ihr die Schweißtropfen von Stirn und Wangen wischte. Nach und nach stotterte das von Gluth und Anstrengung erschöpfte Kind seine kleine Leidensgeschichte hervor.

Frau Marie, bei der die Tante durch Jahre gewohnt hatte, überfah sogleich ziemlich klar das Vorgefallene. Sie hieß das Kind in liebevoller Weise willkommen, und die muntere Herzlichkeit der guten Muhme that ihm unsäglich wohl.

Da schaute auch schon Buzi fragend durch die halbgeöffnete Thür. Die Muhme erkannte sogleich die schöne Kaze der Alten, und ihre Mienen wurden ernst.

„Wo kommt die Buzi her?“ frug sie erstaunt.

Margareth hörte nicht auf zu versichern, daß die Kaze ihr trotz allen Abwehrens nachgefolgt sei.

„Ich darf sie nicht behalten,“ sagte die Muhme ernst, „sie muß zurück. Ich will keinen Streit mit der Tante.“

Sie trieb die Kaze auch sogleich durch das Hofthor und verschloß dieses; aber noch am Abend vernahm Margareth das klagende Gewimmer des Thieres, das draußen an der Hofmauer im Fliederbusch saß. Auch die Muhme hörte es, aber sie blieb fest. Sie werde schon den Heimweg wieder antreten, wenn sie keine Aufnahme finde, tröstete sie das Kind, und wirklich war am andern Morgen von der Kaze nichts mehr zu sehen und zu hören.

Die Tante fand sie früh, ängstlich zusammengekauert, vor der Thüre des Niedhofes. Sie ließ sich ohne Widerstreben aufnehmen und hereintragen, aber sie schlich fortan mit leisen Klagen im Hause umher, oder saß schmollend auf der Fensterbank.

Die Alte gedachte nun ihre Gefährtin wieder ganz an sich zu ziehen, und hoffte, daß sie das Kind bald wieder vergessen werde; aber ihre verdoppelten Zärtlichkeiten waren und blieben ohne Erfolg. Buzi blieb traurig und unzugänglich. Sie nahm nur wenig Nahrung zu sich, und zwei Tage darauf war sie auf's Neue verschwunden.

Binnen zwei Stunden hatte sie den fünfständigen Weg zurückgelegt, und sprang nun mit freudigen Säßen auf ihre kleine Freundin zu, die gerade aus dem Hause trat. Es war ein rührendes Wiedersehen. Frau Marie betrachtete voll Theilnahme das anhängliche Thier. Wir wollen dem Dinge seinen Lauf lassen, dachte sie und hoffte, Buzi würde doch bald wieder einmal zum Niedhofe heimkehren; aber die Kaze verließ das Kind nicht mehr. Als befürchte sie, daß es ihr auf's Neue verloren gehen könne, begleitete sie es auf Schritt und Tritt.

Der geräumige Hausflur des alten Thüringer Hauses, der Hauptraum alles Verkehrs war auch der Tummel- und Spielplatz für die beiden Kameraden. In einem ausgedienten Tragkorb hatte Margareth der Kaze ihre Schlafstätte bereitet, ein warmes Lager aus Heu und Berg.

Eines Morgens fand sie zu ihrer Freude drei junge Käzchen in der kleinen Behausung. Die Alte saß bei ihnen und leckte lieblosend und leise schnurrend ihre Kleinen. Margareth jubelte laut auf. Ihre Freude hatte sich nun vervierfacht.

hen, deren oberer Flügel geöffnet war, und schaute in den sonnerhellsten Flur, aus dem ihr Bußi und ihre Kleinen, sobald sie ihrer ansichtig wurden, vertraulich entgegen sprangen.

Wenn die Kleine unter ihnen saß, mit ihnen spielte, plauderte und sich neckte, dann beneidete sie wahrlich kein Prinzeßlein um ihren seidenen Hofstaat von prächtigen Puppen oder alle ihre andern kostbaren Spielsachen.

Oft blieb dann die Muhme mit gutmüthigem Kopfschütteln und untergestemten Armen vor der



Sie konnte sich die nächsten Tage kaum von ihren niedlichen Pfleglingen trennen, und brachte auch in der Folge alle freie Zeit bei den Thieren zu, die unter der sorglichen Pflege der Alten munter gediehen und heranwuchsen, und schon nach kurzer Zeit jene, Anfangs täppischen, bald aber anmüthig lautlosen Spiele trieben, denen Margareth zuzuschauen nicht müde wurde.

Wenn sie aus der Schule heimkehrte, die sie in den Vormittagsstunden besuchte, dann blieb sie oft mit stillem Entzücken an der Eingangsthüre ste-

lieblichen Gruppe stehen, und in ihrem Herzen sprach es: „Das Margrethel ist ein klein Engelen; ich behalte sie bei mir. Kann ich ihr auch keine Mutter sein, so gebe ich sie der mütterlichen Gertrud doch nimmer wieder zurück.“ — —

Die Alte im Niedhofs hatte noch Tage lang vergeblich auf die Rückkehr der Kaze gewartet, ehe sie sich eingestehen mochte, daß sie wirklich von ihrem Liebling schmählich verlassen worden war. Es unterlag für sie keinem Zweifel, daß die Kaze Margareth aufgesucht habe. Diese Losagung ihrer alten Ge-

fährtin machte einen tiefen Eindruck auf sie. Sie sah sich trotz aller Güte, die sie an das Thier verschwendet hatte, um eines Kindes willen von ihr verlassen, und empfand zum ersten Male, nicht ohne Weh, das bittere Loos des völligen Alleinsseins, zu dem sie im Verkehre mit dem verständigen Thiere nur selten gekommen war. Ihr ahnte doch, daß das freundliche und liebevolle Gemüth des Kindes allein der Magnet sein konnte, der das Thier zu ihm hinzog. Das eifersüchtige und neidische Gefühl wich nach und nach einer traurigen Empfindung. Es kam ihr ein Bewußtsein davon, daß ihr langes Herz nicht ein Wesen in Liebe an sich zu fesseln vermochte. Sie sah um sich. Folgte ihr nicht Zornwüth und Unfrieden auf dem Fuße? Hatte sie nicht auch das stille Glück dieses Hauses zerstört, früher schon, und nun aufs Neue? Erstarrte nicht alles Leben in Frost um sie? Floh man sie nicht, wohin sie kam? Sie hatte nicht mehr den Muth, allen Andern allein die Schuld ihrer Vereinsamung zuzuwälzen und nur sich als die Verkannte und Mißverständene freizusprechen, aber sie wollte sich nicht eingestehen, daß der Mangel ächter Liebe und Güte die wahre Ursache der fried- und freudlosen Leere ihres Innern war.

Unruhe trieb sie im Hause umher und oft sprach sie wie im Traume mit sich.

Der Bruder lebte kühl und einsylbig neben ihr hin, und verließ, wenn es irgend angänglich war, das Gehöft. Unmuthig saß er halbe Tage lang in der Schenke oder bei den Nachbarn umher, die den sonst so häuslichen und zufrieden dreinblickenden Mann kaum wieder erkannten, und die Köpfe bedenklich zusammensteckten, wo er sich zeigte. Er konnte sich in die Trennung von seiner Margareth nicht finden, und hatte doch nicht den Muth, ihre Rückkehr energisch zu verlangen oder mit seiner Schwester zu brechen.

An einem Samstag nach der Abendmahlzeit, während deren die beiden Alten sich wieder wortkarg gegenüber geseßen hatten, erhob sich Gertrud mit den Worten: „Christian, morgen früh gehe ich zur Muhme nach Waldau hinüber.“

Der Bauer sah sie ernst und fragend an.

„Gehe mit Gott,“ sagte er dann, „und — richtig! da fällt mir ein, Margareth hat mich durch den Knecht, den ich beim Müller traf, um Kathi's Kirchenliederbuch bitten lassen.“

Er ging nach dem Wandschrank, holte das Gesangbuch der Verstorbenen aus demselben hervor, das seit ihrem Sterbetage, an dem es ihr zum letzten Male gegeben worden war, Keiner mehr angerührt

hatte, und legte es vor Gertrud auf den Tisch. Dann verließ er das Zimmer.

Der andre Morgen fand Gertrud auf dem Wege. Es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie mußte sich davon überzeugen, ob wirklich das ungetreue Thier Margareth aufgesucht und gefunden habe.

Er war ein heißer Septembertag. Gegen neun Uhr war sie in dem freundlichen Kirchdorfe angelangt, das etwa auf der Hälfte des Weges lag. Sie rastete hier auf einer Bank unter dem breiten Schatten der Kirchenlinden.

Die Glocken begannen eben zu läuten. Sonntagsgeschmückte Dorfleute kamen langsam die Straße herauf, und gingen, freundlich grüßend an ihr vorüber, rothwangige Kinder, rüstige Männer und Frauen, und mit stummen Kopfnicken vorüberschreitende alte Paare. Nach und nach hatte sich die Kirche gefüllt. Jetzt schwiegen die Glocken und der Gesang der Gemeinde begann.

Gertrud saß allein draußen vor der Thüre.

Sie fühlte sich recht jeder Gemeinschaft fern und allein auf der Welt. Es war ihr, als zöge es sie hinein in die Kirche, als könne sie in der Gemeinschaft der Väter dem Gefühl ihrer Einsamkeit enttrinnen.

Leise trat sie in die kleine helle Kirche und nahm in einem stillen Winkel Platz. Eben bestieg der Prediger die Kanzel. Es war ein alter würdevoller Mann, dessen milbes Gesicht von langem weißem Haar umwallt wurde. Er legte die herrlichen Worte der Schrift aus, mit denen das dreizehnte Capitel Pauli an die Corinthier anhebt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Und dann: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.“

Seine warme Seele floß über vom Preise ächter Menschenliebe und hilfreicher Herzensgüte.

Gertrud las es von den Gesichtern seiner Zuhörer, daß der Mann, der solche Worte sprach, sie nicht nur auf den Lippen, sondern in liebreicher Brust trug, und durch sein ganzes Leben in Leid und Freud der Gemeinde bethätigt hatte. „Nur die Liebe,“ rief der Greis, „giebt unserm Thun Dauer, nur sie macht unser Wesen gottähnlich, und verklärt uns die Welt mit stillem Glanz. Sie ist der Abglanz des Paradieses, der uns auf dieser Erde noch geblieben ist. Arm und leer ist das Leben des Lieblosen, und einsam geht er über die Welt dahin,

ohne eine Spur von sich zurückzulassen. Und er schloß mit den Worten des Dichters:

O, lieb', so lang du lieben kannst,
O, lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst!

Gertrud war in sich zusammengesunken. An die geheimste Pforte ihres Herzens pochten die Worte, bis sie sich aufthat wie ein leuchtender Heiligenschein. So hatte noch kein Mensch in ihre Seele gesprochen, wie der schlichte Mann. Noch nie war sie sich so liebearm, so elend, so weltverlassen erschienen. Jetzt fiel es wie ein dunkler Schleier von ihren Augen nieder. Sie wußte plötzlich, was sie in ihrem tiefsten Innern leer ließ und ihr die Welt verödete — sie fühlte zum ersten Male ganz, daß wahre Liebe ihrem Herzen fremd sei. Ein Verlangen nach einem bisher unbekanntem Glück ergriff sie.

Eben stimmte die Gemeinde das schöne Lied an: „Befiehl du deine Wege 2c.“ Es war das Lieblingslied der seligen Kathi gewesen, und sie hatte es noch auf ihrem Todtenbette, als ihr schon die Stimme versagte, stumm vor sich hin gebetet. Als Gertrud die Seiten, auf welchen die Strophen stehen, aufschlug, fiel ein Zettel aus dem Buche in ihren Schooß. Fast unwillkürlich glitt ihr Blick über die Zeilen dahin. Jetzt las sie ihren Namen. Sie wurde aufmerksam und begann nochmals von Anfang an zu lesen. Da standen mit unsicheren Bleistiftstrichen die Worte von Kathi's Hand: „Ich scheid mit der Welt in Frieden. Nur Gertrud's Hand möchte ich noch fassen. Möge sie mir verzeihen, wie ich ihr längst verziehen habe. Es ist mein Wille, daß Christian sie in das Haus nimmt und sie ganz an meine Stelle tritt. Ich lege ihr das Margareth an das Herz. Ich weiß, sie wird ihm eine zweite Mutter sein, denn sie ist rechtschaffen und brav. Ich vermache ihr meine Kleider, Wäsche, die goldene Kette und die Truhe. Möge sie endlich Frieden und Glück finden.“

Gertrudens Haupt war über dem Lesen auf das Pult gesunken, das Blatt zitterte in ihrer Hand. So hatte Kathi von ihr gedacht, so an ihr gehandelt; mit solchem Vertrauen hatte sie in ihrer letzten Stunde ihr das Kind an das Herz gelegt. Gertruds Brust hob sich in tiefer beinah freudiger Bewegung. Aber hatte sie solches Vertrauen verdient? Führte ihr Weg sie nicht eben zu diesem Kinde, das sie aus seinem Vaterhause vertrieben hatte? Dieser Gedanke leuchtete wie ein Blitzstrahl auf über ihrem dunklen Innern. Sie konnte dem Bewußtsein dieser Thatsache nicht entfliehen. Reue und Scham wogten in ihr auf

und nieder. Nein! nimmermehr durfte solches Vertrauen von ihr getäuscht werden. Noch konnte, noch wollte sie gut machen, was sie an ihr und dem Kinde gesündigt hatte; noch vermochte sie ihre Schuld reblich abzutragen.

Nicht mehr wollte sie in dumpfer Selbstsucht ihr elendes Dasein verträumen, nicht dahinsterven durfte sie, ohne „eine Spur von sich auf Erden zurückzulassen“, wie der Prediger gesagt hatte.

Nein! auch sie wollte mit ihrer letzten Kraft Liebe säen und erndten. Ja, den anvertrauten Schatz wollte sie aus den Händen der Verstorbenen nehmen, und dem Kinde eine Mutter, dem verwaiseten Hause eine treue Stütze sein. Ihre Augen wurden feucht von einer nie gekannten seeligen Nahrung, denn nie vorher in ihrem Leben hatte sie so voll und warm die Wonne eines edlen Entschlusses gekostet.

Die Orgel erbrauste, begleitet von dem Gesang der ergriffenen Gemeinde. Gertrud's Hände preßten sich fest und innig ineinander, sie sank auf die kleine Bank zu ihren Füßen nieder und im mächtigen Aufschwunge des Gebets, wie sich reiner und heiliger keines aus ihrer Brust entwunden hatte, kam ihr der Glaube an ihr besseres Selbst, und, wie aus einem verschütteten Grabe, stieg leuchtend aus ihrem Innern der Engel der Liebe empor.

Sie stand auf, fest und entschlossen, und ungehört, wie sie gekommen war, verließ sie die Kirche. Hastig schritt sie durch das Dorf, durch die Felder und Wiesen, ganz in Sinnen, in frohes, beglücktes Träumen verloren. Ihr war, als hätte sie einen Schatz gefunden, der mehr werth war als Alles, was sie je ihr Eigen genannt hatte. Ja, heimführen wollte sie das Kind und mit ihm vor den Bruder treten, ihm die Hand reichen und sprechen: „Bruder, ich habe gesündigt an dir und Kathi und euerm Kinde; ich war ein armes, erstorbenes, unglückliches Wesen, aber Gott hat mein Herz erleuchtet und den Strom seiner Liebe darcin gegossen. Dein Kind hat wieder eine Mutter.“

In diesen Gedanken war sie an die Brücke gekommen, von welcher aus die Straße nach dem Städtchen hinaufsteigt. Sie schritt weiter und weiter, und befand sich bald dem Hause der Muhme gegenüber. Jetzt blieb sie plötzlich stehen. Zweifelhafte Fragen beunruhigten sie. Wird das Kind ihr aber auch mit Vertrauen entgegenkommen können? Werden Mißtrauen und Furcht sich nicht zwischen sie und das Kind stellen und es von ihr fern halten? Wird die Muhme Margareth wieder ihren Händen anvertrauen? Mit welcher Miene sollte sie jetzt vor

die Beiden treten? Wie die Umwandlung ihres Wesens ihnen bemerkbar machen?

Inzwischen hatte sie sich, langsam vorschreitend, der Thüre des Hauses genähert, deren oberer Theil geöffnet stand. Sie schaute in den Flurraum, und blieb, bewegt von dem Anblick, der sich ihr bot, an der Pforte stehen.

Helles Rauchen schallte ihr entgegen. Das rosige Kind saß mit vergnügtem Lächeln auf dem Tragkorb; auf ihrem Schooß spielten anmuthig zwei niedliche Käzchen, während ein drittes mit hoch erhobnem Schweif sich um seinen Nacken wand und an seine Wangen schmiegte. Buzzi saß ausgerichtet zu ihren Füßen, und schaute, den Kopf auf den Knien Margareths ruhen lassend, aufmerksam und ernsthaft dem lustigen Treiben der Kleinen zu.

Das Sonnenlicht spielte auf dem lieblichen Bilde.

Das waren die Kleinen ihrer Buzzi. Welcher Friede, welche Freude glänzte auf dem Gesicht des Kindes! So anmuthsvoll war es ihr nie vorher erschienen. Gertrud stand in Anschauen verloren.

Jetzt hob Margareth das Köpfschen und sah die Tante, die einen Augenblick noch mit ihrem Grusfscheu zurückhielt. Aber schon war das Kind freudig aufgesprungen, und, als ob sie nie etwas Schlimmes von ihr erfahren hätte, mit jubelndem Willkommen ihr entgegen geeilt. Auch Buzzi hatte die Alte erkannt, war blitzschnell auf sie zugesprungen, und strebte mit freudigem Wabeln und Miauen an ihr empor.

Gertrud hatte sich auf ein Knie niedergelassen, und ergriffen das Kind an ihre Brust gezogen. Thränen standen in ihren Augen, die auf Margareth's Stirn niederfielen. Das Kind umschlang dankbar die Tante. Buzzi leckte ihre Hand. Verwundert schauten die drei Käzchen darein, die in einiger Entfernung die Gruppe umstanden.

Jetzt erschien die Muhme im Flur, und blieb ebenfalls erstaunt und als wollte sie ihren Augen nicht trauen, auf der Schwelle stehen. Aber die

gute Frau verrieth ihr Befremden durch kein Wort. Ihr freundliches Herz verstand die Wandlung im Gemüth der Alten. Rasch ging sie auf sie zu, reichte ihr die Hand, und schüttelte sie kräftig.

Es war eine stumme, bewegte Scene, die keiner Worte bedurfte. Ein stilles Gelübde stieg aus Gertruds Herzen zum Himmel auf, und zwei Mutteraugen schauten jetzt wohl segnend aus ewigen Fernen hernieder. —

Des andern Tages kehrte Gertrud mit dem Kinde zum Dorfe zurück. Als sie in den Hof schritten — wo der Alte gerade vor der Hausthür stand — das Kind ein Käzchen auf dem Arm, in lustigem

Geplauder an der Hand Gertruds, die sich freundlich lächelnd zu ihm niederbeugte, und aus deren Schürze Buzzi und ihre beiden andern Kleinen vergnügt hervorschauten, da ging auch dem Alten eine Ahnung auf von dem Liebeswunder, das sich hier begeben hatte, und er ging froh erstaunt auf das Paar zu und umarmte gerührt Schwester und Kind. —

Was sollen wir weiter berichten?

Gertrud erkannte mit jedem Tage dankbarer, was für ein Kleinod ihr der Himmel anvertraut hatte. Wieder war mit der Liebe Glück und Frieden in dem alten Hause eingezogen. — —

Zwölf Jahre später besuchte einer meiner Freunde das kleine Thüringische Dorf. Die schöne Margareth war die Frau des stattlichen Müllersohns geworden, ihres kleinen Jugendfreundes. Die Steinmühle war weit berühmt durch einen seltsamen Reichtum, nämlich den an schönen Ragen, den Nachkommen Buzis. Auf dem Friedhose aber erhoben sich, rechts und links von dem Hügel der guten Kathi, zwei neuere, blumengeschmückte Gräber. Ein ephenumranktes Gitter umschloß alle drei, und von dem Steinkreuz auf dem mittelsten Hügel leuchteten die Worte hernieder:

Die Liebe bleibt!



Arnold von Winkelried.

Ballade von

Adolf Frey.

Mit einer Original-Composition von Alfred Rethel.

Es steht zu Kampf und Sieg bereit
Das Heer von Oesterreich,
Gleich einer Mauer lang und breit,
Geschirmt vor Stoß und Streich.
Viel tausend Speere starren vor
Und weisen ihre Kraft,
Hoch ob den Helmen ragt empor
Von Bannern Schaft an Schaft.

Der Ritter höhnt in Kampfbegier:
„Ihr Bauern kommt heraus!
Von unsern Pferden stiegen wir
Und gleichen so den Strauß.“
Und klein an Zahl mit schwacher Wehr
Kennt kühn der Schweizer an,
Doch mancher stürzt, durchbohrt vom Speer,
Zum Tod wund auf den Plan.

Und wieder wird der Feind herant
Mit wildem Feldgeschrei,
Doch an der starren Eisenwand
Springt alle Kraft entzwei.
Die Haide trinkt umsonst das Blut,
Umsonst fällt Streich auf Streich;
Schon jauchzt im Siegesübermuth
Der Harst von Oesterreich.

Und Scham und Beben faßt die Schaar,
Und mancher wankt im Glied,
Da stellt sich aller Augen dar
Herr Arnold Winkelried.
Die Streitart legt er in's Gefild
Und schnallt die Brünne los,
Zur Erde sinken Helm und Schild:
So steht er frei und bloß.

„Dem Eisen hier' ich meinen Leib
Und brech' euch Bahn geschwind;
Sorgt mir daheim für Kind und Weib,
Die euch befohlen sind!“

Mit weitem Sprung hat er umfaßt
Ausgreifend Schaft an Schaft;
Zur Erde sinkt der Speere Last
Vor seiner Riesenkraft.

Aus tiefen Wunden strömt sein Blut
Und ihn umwölkt der Tod,
Doch an die Feinde trägt in Wuth
Der Schweizer nun die Noth.
Zerklafft ist hier die Lanzenwand
Und mancher Ritter bleich,
Da jach die Siegeshoffnung schwand —
O weh dir, Oesterreich!

Wie eine Sturmawine dringt
Der Schweizer in den Riß,
Wohin er seine Streitart schwingt,
Da sitzt der Tod gewiß.
Die Ritter stehen fest gestemmt
Und Mann an Mann gekleid;
Gar mancher wird, vom Freund gehemmt,
Vom raschen Tod ereilt.

Der Todesengel zieht durch's Heer
Mit grauenvollem Schritt,
Vor ihm fährt bleiches Zagen her,
Das Sterben fährt er mit;
Herr Lütbold selber sinkt dahin
Und wird des Würgers Raub,
Und tausend stürzen neben ihn
Zerschmettert in den Staub.

Der Schweizer bringt dem Herren Dank,
Voll Weh um den geschaart,
Der speerdurchbohrt zur Erde sank
Und ihm ein Ketter ward.
Und wir noch preisen unverwandt
Den Mann mit hohem Lied,
Der ruhmvoll starb für's Vaterland,
Arnold von Winkelried.





Ein Hasenleben.

Von

Adolf Müller.

Original-Zeichnungen von Fedor Flinzer und Guido Hammer.



Die Häsfin hat in einem Haage zwei junge Häschen geboren („gesetzt“). Gut verborgen in dem überhängenden Gestrüpp der Haide, sitzen die beiden niedlichen gelbgrauen Kleinen von 7 cm. Länge, über und über mit langer Wolle bekleidet. Aber es thut dies wollige Kleid auch Noth. Der Februar ist zwar zu Ende gegangen, aber die Märzluft bläst noch rauh über die Felder hin, daß die Schneeflocken um die Hasenwiege tanzen.

Von der Mutter nur in den ersten 6—8 Tagen regelmäßig gesäugt, dann aber Tage lang und kurz darauf treulos ganz verlassen, mußten die jungen Häschen frühe selbständig werden.

Das Geschwisterpaar ist glücklich durch die Monate März und April mit der oft noch feindlichen Witterung hindurchgekommen. Wie oft aber war in dieser kurzen Zeit ihres Daseins ihr Leben gefährdet! Der scharfwitternde, überall umherschleichende Fuchs ist ein paar Mal über den Haag hinweggetrabt; aber glücklicherweise hat er keinen Wind von den Häschen im Gestrüpp bekommen. Sonst wäre es um ihr Leben geschehen gewesen. Und wenn der Hühnerhund des Jägers, der alte verständige Caro, nicht so großmüthig gewesen wäre, lebten die Thierchen auch nicht mehr. Das war eines Tags ein Schre-

cken für die ängstlichen Hasengeschwister! Da kam der Jäger mit dem Hunde, nach Waldschneepfen suchend, über den Haag daher. Der Hund lief plötzlich dicht an das Lager der Häschen und stand wie eine Bildsäule vor den Kleinen im Busche, die sich tief in's Moos drückten. „Hab Acht!“ hat da der Jäger gerufen, und die Schnauze des Caro schob sich bis zum Lager der Häschen hinein. Jetzt war's um diese geschehen — doch nein! der alte Hund that den schwächtigen Thierchen nichts zu Leid, sondern leckte sie, als ob er Mitleid mit ihnen habe. Endlich läßt sie der großmüthige Hund unbehelligt in ihrem Versteck und folgt dem Pfiff seines Herrn. Aber kaum ist der Schreck vorüber, so ersteht eine neue Gefahr. Der schwarze Kolkrahe flattert vom Wald herüber an den Haag. Ernst durchsucht er mit den unheimlichen Augen die Frucht des Feldes und das Gestrüpp der Haide nach Raub, denn die Zungen auf seinem Neste in der hohen Buche schreien nach Nahrung. In der Luft hatten die Häschen schon die dunkle Mordgestalt gesehen, und versteckten sich noch tiefer in's Gestrüpp vor dem herannahenden Unhold. Zuletzt kam auch noch die Gefährtin des Raben, die noch mehr raublüsterne Rabenmutter, wie ein Schatten angeslogen und gesellte sich ankundschaftend zu ihrem Mordgesellen. Das war ein entsetzlicher Augenblick für die Häschen. Aber auch diesmal behütete sie ein günstiger Zufall vor den gefährlichen Feinden, die von der daherziehenden Schafherde verschucht wurden und ärgerlich mit dem Rufe „rab rab“ dem Walde zuellten. Bald haben sich die Schafe über den Haag vertheilt, und unsere Häschen sind mitten in der Herde. Doch sie wissen, daß ihnen von dem friedlichen Weidewiehe nichts geschieht, und warten ruhig ab, bis die Herde dem Schäfer über die Haide weiter gefolgt ist.

Aber neben den unzähligen Feinden — sollte man es denken! — ist es selbst das eigene Geschlecht, ja der leibhaftige Hasenvater, der den jungen Häschen mit Unbilben begegnet. Dieser vergift alle Familienbande und ist im Stande, wenn er einem der zarten Kinder begegnet, dasselbe so derb mit den Vorderpfoten zu schlagen, daß es ganz matt wird und mitunter an den Folgen dieser Prügel stirbt.

Allen diesen Gefahren ist bis jetzt das Pärchen glücklich entgangen. Noch ist es immer an seiner lieb gewonnenen Geburtsstätte geblieben, denn es bewährt das Sprüchwort: „wo der Hase gesetzt ist, da bleibt er.“ Nun im warmen Mai wird's aber auch viel wirthlicher und sicherer. Rings im üppigen Feld ist der Tisch gedeckt mit allerlei Lederbissen, und die Saaten sind emporgeschossen zum schützenden Versteck. Das Geschwisterpaar wuchs in diesem Flurensegen aber auch zu zwei stattlichen „halbwüchsigen“ Hasen heran, welche die fette „Aesung“ (Weide)

Hasenjüngling, den man an seiner Größe und dem breiteren „Blümchen“ (Schwänzchen) erkennt, ist nun in der besten Laune. Er reckt das Blümchen und macht einen Luftsprung nach dem andern um sein schüchternes Schwesterchen herum, dies zum lustigen Sprung- und Haschspiel zu bewegen. Das läßt es sich nicht zweimal sagen und hat sich mit einem Male flüchtig um ein Felsgestein herum im Gestrüpp des Haages versteckt. Hurtig ist ihm der Bruder auf dem Fuße gefolgt, kann es aber nicht gleich finden und rennt über das Versteck hinweg,



auf dem prächtigen Kleeacker am Wege schon früh am Morgen und zeitig gegen Abend aus dem Haage lockt.

Eben als die Sonne sich nach den Bergen neigen will, da sind sie aus dem Haage „gerückt“ (gekommen). Sie sitzen mit aufgerecten „Löffeln“ (Ohren) am Wege, der in die Flur sich verliert. Still ist's in den Feldern, nur das Zirpen und Schwirren der Feldgrillen durchzittert die Flur. Der Geschwister Freundin, die Heckenrasnmücke, ist auch schon munter im dornigen Rain und steigt von Zeit zu Zeit lustig zwitschernd eine Strecke in die Luft. Das ist dem Hasenpärchen ein Zeichen der Sicherheit. Behaglich nascht es eine Weile am zartesten Klee, dann streckt sich eines um's andere der Länge nach aus in's Grün, macht auch wohl einmal einen plötzlichen Sprung hoch in die Luft. Der

bis das Schwesterchen mit einem Satz der Ueberraschung von hinten her den suchenden Bruder überspringt und obendrein demselben auch noch flink eine Ohrfeige mit dem Pfötchen versetzt. Dieser schlägt vor freudiger Ueberraschung einen Purzelbaum. Und nun beginnt das ausgelassenste Spiel. Wie der Wind geht's um den Haag herum. Eines überholt das andere, und beide ertheilen sich dann schälernd Pfotenhiebe. Manchmal rennen sie gegeneinander und „schlagen“ plötzlich voreinander „Regel“, indem sich jedes hoch auf seinen Hinterläufen aufrichtet. Einen Augenblick sehen sie sich in dieser Stellung an, um sodann eins vor dem andern, auf den Hinterläufen hüpfend einen possirlichen Tanz aufzuführen.

Eine Weile sind sie wieder ruhig und äßen behaglich da und dort im Klee oder wählerisch am

Wege. Plötzlich aber erwacht wieder in dem unruhigeren Hasenbruder die Spiel- und Rennlust. Er hat sich von der Aesung aufgerichtet, und mit ein paar schäfernden Sprüngen ist er auf dem Wege, daß der Staub darauf aufwirbelt. Nun aber geht's in einem immer tolleren Rennen den Flurweg entlang, wie nur ein junger, lebensfrischer Hase rennen mag. Bald zeigt seinen Lauf nur noch ein kleiner Streifen Staub an, welcher sich bis an den hohen Damm weit draußen in der Flur fortsetzt und plötzlich endet. Aber im Augenblicke darauf wirbelt wieder näher und näher der Staub auf dem Wege auf. Sieh! da erscheint wieder der kleine Renner, der bis auf wenige Schritte vor sein Schwesterchen rennt und es mit einem hohen Luftsprunge begrüßt.

Aber, harmloses Kind der Flur, merkst du nicht das Schicksal, das drohend dir naht? Siehst du in deiner fröhlichen Laune nicht den winzigen Feind mit dem Riesen-Mordsinn hinter dem Grasbüschel hart neben dir? — Heimlich hat sich das Wiesel aus seinem Versteck im Steingerölle gemacht und eine Weile schon lästern dein Tummeln beobachtet. Näher und näher ist dir's gekommen, und jetzt bist du mit dem letzten Sprunge deinem schlimmsten Feinde selber genahet.

Wie der Blitz fährt das Wiesel dem Hasen auf den Rücken. Kläglich schreiend rennt dieser verzweifelt den Weg dahin. Armer Springer! was hilft dir all dein Schreien und dein entsetztes Rennen! Diesen Reiter wirfst du nimmer ab. Er hat dir die nadelspitzen Zähne tief in den Hals eingeschlagen und haftet wie eine Klette dir fest auf Rücken und Nacken.

In einem Bogen vom Wege ab durch das Getreide geht die Bahn des flüchtigen Hasen, dessen Klagen immer schwächer wird und zuletzt verhallt. Da, wo die letzten Halme des Fruchtfeldes sich bewegten — dort ist der matte Hase „verendend“ (sterbend) hingestürzt. Da liegt er, das Wiesel über ihm, in starken, ruckweisen Zügen dem Opfer das Blut aus der Schlagader des Halses saugend.

Eines der Geschwister hat traurig geendet. Aus ist nun das muntere Jugendspiel. Vereinsamt bleibt das Schwesterchen im Haag. Ein Wunder, wenn es dem Raubmörder Wiesel entgeht. Gewiß spionirt dies tagtäglich nun die Gegend aus mit seinen scharfen Sinnen und den argen Mordgedanken im wachen Kopfe. Entgeht die Hasenschwester aber auch glück-

lich allen Gefahren ihres Sommerlebens, dann rückt der Herbst heran mit dem Schauer der Jagd.

Doch wo sind die Alten des Hasenlinderpaares? Längst haben diese ihren ersten „Satz“ (Nachkommen) vergessen und andere Kinder wieder dem gleichen Schicksal überlassen. Drei auch vier Sätze folgen sich so vom Frühjahr bis August und selbst in den September hinein, und um alle bekümmert sich die lüderliche Frau Häsin nur ganz kurze Zeit und der noch erbärmlichere Hasenvater gar nicht. Dort an einem Krautfelde lassen sie sich's gut sein im reichen Genuß des Aesens, wie sie unser sprechendes Bild zeigt.

Wenn jetzt der Caro die ausgewachsene Hasenschwester im Kraut- oder Kartoffelacker findet und „steht“, dann ist von Großmuth keine Rede. Und wenn der geängstete „Lampe“ — wie ihn der Jäger scherzhaft nennt — auch noch so flüchtig vor dem Hunde aus dem Lager „fährt“ (springt), da ereilt ihn der saufende Hagel aus der Flinte des Jägers. Und nun gar, wenn das bergende Wachstum der Felder eingeheimst ist und der Wind durch die Steppeln weht! Da muß sich der vielverfolgte, wenn er ein Feldhase ist, hinter die Schollen des Ackers oder in dessen Furchen drücken. Ist er aber ein Wald- oder Holzhase, dann liegt er im Gebüsch des Waldes. Doch nun beginnt die Suche des Jägers auf den Feldern, wo die sprüchwörtliche Furcht dem armen gerade am ersten den Tod bringt, weil er sich meist vor dem nahenden Jäger in seinem Lager niederbrückt, anstatt bei Zeit davonzuweichen. Es erfolgen jetzt auch die Treibjagden in Feld und Wald. Im letzteren wird der arme Schelm oft mit Hunden gejagt, die seine Spur verfolgen und ihn vor das tödtliche Rohr des anstehenden Schützen bringen.

Bei diesen vielfältigen Verfolgungen durch Thier und Mensch ist das Leben des Hasen gewöhnlich ein kurzes. Dennoch wissen einige besonders vorsichtige oder glückliche Hasenmaturen sich vor einem frühen Ende zu bewahren. Das sind besonders die Waldhasen, die sich beständig im Walde aufhalten. Die bringen es manchmal zu altersgrauen Köpfen.

Das Bißchen Leben länger im grünen Waldreviere ist ihnen herzlich zu gönnen. Das lebensgebliebene Hasenschwesterchen mag aber die Erfahrung lehren, vorsichtig als ein Waldhase im schützenden Holze zu bleiben, um eine Häsin mit grauem Kopfe zu geben.

Im Herbst.

Von

Johannes Trojan.



Reith wird das Laub am wilden Wein,
Die Luft geht schon so herbstlich-kühl.
Das Eichhorn sagt: „Deht fahr' ich ein;
Schon lose sitzt die Nuß am Stiel.“

Dem Sperling geht's nicht schlecht, er speist
Den ganzen Tag, bald hier, bald dort.
Er sagt: „Die Schwalb' ist schon verreist.
Out, daß sie fort! Out, daß sie fort!“

Im Garten um den Rosenstrauch,
Da klingt ganz anders das Gered'.
Ein Blümchen spricht: „Merkt ihr's nicht auch?
Es wird so trüb, so still und öd'.“

Das Bienehen flog doch sonst so flink
Bei uns umher — wo ist es nun?
Weiß eines was vom Schmetterling?
Der hatt' sonst hier so viel zu thun.“

Ein zweites sagt: „Eh' man's gedacht,
Kommt schon die Nacht und weilt so lang.
Wie lieblich war doch einst die Nacht!
Nun ist sie gar unheimlich bang.“

Wie muß man warten Morgens früh,
Bis daß die Sonn' guckt über'n Zaun!
Ach, und ganz anders wärmte sie,
Als sie noch gern uns mochte schaun.“

Ein drittes drauf: „Mir sinkt der Muth,
Der Morgenthau, der ist so kalt!“
Die Spinne sagt: „Es wird noch gut!
Ach, wenn's nur würd'! und würd's nur bald!“

Nur einmal noch so, wie es war,
Nur ein paar sonn'ge Tage noch!
's wird nicht mehr viel — ich seh' es klar;
Und leben, leben mücht' man doch!“

Wolf und Geier.

Ein Ritterspiel für Knaben. Mitgetheilt von

Robert Loewicke.

Zu der Zeit, als der eiserne Speer noch blind waltete im deutschen Vaterlande, als der Schwache, der Friedliche immer fürchtete des Mächtigen Beute zu werden, erhoben sich auf den Gipfeln zweier nahe bei einander liegender Hügel zwei starke Burgen. In der einen hauste der Ritter Wolf von Wolfenstein, in der andern der Ritter Geier von Geiersberg. Beide Burgherrn waren gar streitbare Reden und weit umher gefürchtet im ganzen Lande, wohlgeübt in den Waffen, unerschrocken im blutigen Strauß und ersinderisch in listigen Anschlägen aller Art. Wenn Kaufleute mit ihren Waaren die Landstraße passiren mußten, welche sich unweit der beiden Burgen (aber nicht zwischen den Burgen, sondern an einer Seite derselben) hinzog, so pflügten sie ein Kreuz zu schlagen, sobald sie die Zinnen der Burgen erblickten, und sie waren immer froh, wenn sie Eigenthum und Freiheit mit einem hohen Lösegeld erkaufen konnten.

Die beiden Ritter hatten unter einander beständig Streit und Fehde. So hatten es ihre Väter und Großväter getrieben, und so trieben sie es selbst Jahr aus Jahr ein.

Einmal erbaute der Wolfensteinler hart an der Landstraße ein festes Blockhaus, aber grade der Burg des Geiersbergers gegenüber, und drohend grinsten von dem

Blockhause ein Wolfsgebüß nach dem Burgportal des Geiersbergers hin. Bald darauf aber wurde auch von den Knechten des Geiersbergers ein starkes Blockhaus unmittelbar an der Landstraße, gegenüber der Burg des Wolfensteiners errichtet, und dieser mußte sehen, wie von dem feindlichen Blockhause zwei scharfe Geiertrallen sich gierig nach ihm ausstreckten.

Jeder der beiden Ritter war froh, wenn er einen guten Fang machte, aber noch größer war die Freude, wenn er dem verhassten Nachbar einen guten Fang abjagen, oder ihm die besten Knechte festnehmen und als Gefangene in sein Blockhaus abführen konnte. Dann galt es, Gewalt und List anzuwenden, um die Gefangenen zu befreien oder an den Knechten des andern Vergeltung zu üben. So trieben es die beiden Ritter viele Jahre lang, bis endlich Kaiser Rudolfs strenges Gebot und starker Arm all solchem Unwesen ein Ende machte und dem Gesetz und dem Recht in ganz Deutschland wieder Geltung verschaffte.

So weit das Mittelalter; doch nun zu unserm Ritterspiel, welches mit dem eben entworfenen Bilde in engem Zusammenhange steht.

Die Zahl der Mitspieler ist ganz beliebig, je größer desto besser; doch sind wenigstens zehn Mitspieler wünschenswerth. Alle treten zunächst zusammen und wählen die

beiden Ritter, den Wolfensteiner und den Geiersberger, und wer seinen Kameraden als tapfer und als umsichtig in solchen Spielen bekannt ist, wird sich am meisten zum Ritter eignen. Aber wie sollen wir wählen? höre ich fragen? Nun, ich schlage vor auf folgende Art. Der älteste von allen Mitspielenden fordert der Reihe nach jeden auf ihm zwei Namen zu nennen, indem er fragt: „wer soll Ritter sein?“ Dann merkt er genau, wie viel Stimmen jeder erhält, und wer die meisten Stimmen hat, ist zum Ritter gewählt. Sollten zufällig auf drei oder mehr als drei Mitspieler gleich viel Stimmen fallen, so läßt er das Loos entscheiden. Er nimmt nämlich so viele verschieden lange Strohhalme oder Stückchen Holz, als erforderlich sind, in die Hand, und läßt von jedem Stückchen das eine Ende herausragen, während das andere Ende in der Hand verborgen ist. Nun wird gezogen, und wer das längste Stück erhält, ist Ritter. Jeder der beiden eben gewählten Ritter geht nun aus, um sich unter den Mitspielern seine Knappen und Knechte zu werben, und zwar so, daß zuerst der Wolfensteiner einen anruft, dann der Geiersberger einen andern, darauf wieder der Wolfensteiner, und so fort, bis jeder der Mitspieler einem der beiden Ritter zugetheilt ist. Jetzt werden zwei Burgen bezeichnet, etwa dreißig Schritt von einander entfernt, am besten in der Form eines länglichen Vierecks und groß genug, um bequem den Ritter mit seinen Mannen zu fassen. Gegenüber der Burg des Wolfensteiners, etwa fünfzig Schritt von dieser entfernt, markiren die Geiersberger ihr Blockhaus, und ebenso die Wolfensteiner das ihrige der Burg des Geiersbergers gegenüber. Die Landstraße wird durch einen langen Strich angedeutet, welcher hart an den beiden Blockhäusern vorbei gezogen wird, aber nicht zwischen den Blockhäusern und den Burgen, sondern auf der andern Seite der Blockhäuser.

Das Spiel fängt nun damit an, daß Ritter Wolf von Wolfenstein einen seiner Knechte nach der Landstraße hinschickt, um nach einem guten Fang auszuspähen. Sobald Ritter Geier von Geiersberg sieht, daß Jemand die feindliche Burg verlassen hat, schickt er sogleich einen von seinen Knechten nach, um jenen zu ergreifen und gefangen zu nehmen. Gelingt es dem Verfolger den ersten zu greifen oder auch nur mit der Hand zu berühren, so muß dieser ihm freiwillig als Gefangener in das Blockhaus des Geiersbergers folgen. Wenn aber der Verfolgte seine Burg wieder erreichen kann, ohne von dem Verfolger berührt zu sein, so muß der Knecht des Geiersbergers unverrichteter Sache in seine Burg zurückkehren. Nun schickt wiederum der Ritter von Geiersberg einen von seinen Knechten nach der Landstraße auf Kundschaft aus, und der Wolfensteiner sendet ihm einen Verfolger nach u. s. f.

Unser Spiel wird dadurch viel mannigfaltiger, daß bei dem eigentlichen Verfolgen mehr als zwei der Mitspielenden wirklich theilhaftig sind. Hat nämlich einer der beiden Ritter, z. B. der Wolfensteiner, einen seiner Knechte ausgesandt und gesehen, daß derselbe verfolgt wird, so darf er sogleich einen zweiten nachsenden, um dem ersten zu helfen und den des Geiersbergers zu verfolgen. Dieser letztere hat nun also nicht nur darauf zu achten, daß er den ersten Knecht des Wolfensteiners gefangen nimmt, sondern auch darauf, daß er dem zweiten, seinem Verfolger, ausweicht. Sobald der Geiersberger sieht, daß der zweite Knecht die Burg des Wolfensteiners verläßt, wird er so-

fort einen zweiten zu dessen Verfolgung nachschicken, dann wieder der Wolfensteiner einen dritten u. s. f., immer abwechselnd.

Jeder darf übrigens nur einen von den Gegnern gefangen nehmen, welche vor ihm die Burg verlassen haben. Auch darf Niemand, der von seinem Ritter zur Verfolgung ausgesandt ist, unterwegs mehr als einen Gefangenen machen und in sein Blockhaus bringen. Sobald er den Gefangenen eingeliefert hat, muß er sogleich von dem Blockhause in seine Burg zurückkehren und dort neue Befehle seines Ritters erwarten. Da er aber auf dem Wege von dem Blockhause nach der Burg keinen Gefangenen machen darf, so dürfen seine Gegner auch ihn auf diesem Wege nicht gefangen nehmen.

Eine andere Abwechslung erhält unser Spiel durch das Befreien der Gefangenen. Wenn auch jeder dieser letzteren gezwungen ist, in dem Blockhause, wo er gefangen ist, zu bleiben, so darf er sich doch über die Grenze des Blockhauses vorbeugen und seine Hand so weit vorstrecken, als es irgend geht. Wird er nun von einem seiner Kameraden, der ihm zu Hülfe geschickt ist, berührt, so ist er dadurch befreit und darf Arm in Arm mit seinem Befreier ungefährdet in die Burg seines Ritters zurückkehren. Auch darf Niemand mehrere Gefangene zugleich befreien, sondern erst, wenn er den einen aus dem feindlichen Blockhause in seine Burg gebracht hat, darf er wieder zur Befreiung eines andern Gefangenen ausgehen.

Wer von seinem Ritter auf Kundschaft geschickt wird, muß wenigstens bis zur Landstraße auslaufen, und wenn er zu der Burg seines Ritters zurückkehren kann, ohne daß er von seinem Verfolger erreicht wird, so muß nun der andere Ritter einen von seinen Knechten auf Kundschaft ausschicken. Dieser darf nicht zu lange damit zögern, sondern sobald der erste Ritter ein Signal giebt, d. h. dreimal mit kurzen Pausen in die Hände klatscht, muß der andere einem von seinen Knechten den Befehl geben, sogleich die Burg zu verlassen.

Die beiden Ritter haben überhaupt das ganze Spiel zu leiten. Sie rufen jeden auf, der die Burg verlassen soll um entweder auf Kundschaft auszugehen, oder einen Gegner zu verfolgen, oder einen Gefangenen zu befreien. Selten, und nur in dringenden Fällen verlassen sie selbst die Burg; denn es ist wichtiger das Spiel geschickt zu leiten, als selbst thätigen Antheil zu nehmen. Wird ein Ritter gefangen genommen, so kann er nur dadurch wieder frei werden, daß er drei seiner Gefangenen herausgiebt; wenn er nicht so viel Gefangene hat, ist das Spiel sogleich für ihn verloren. Sind alle Knechte eines Ritters gefangen, so ist er dadurch auch überwunden, und der Sieger hat das Recht die feindliche Burg zu besetzen. Zuerst zieht er mit allen seinen Knechten dreimal um dieselbe herum und dann hinein. Der überwundene Ritter muß das Burghor öffnen und mit gebeugtem Haupt dem Sieger die Schlüssel überreichen. Darauf besetzen die Sieger mit dreimaligem Hurrah die eroberte Burg.

Sollte das Spiel einmal sehr lange dauern, ohne daß irgend eine Entscheidung herbeigeführt wird, so bindet einer der beiden Ritter einem seiner Knechte ein Taschentuch um den Arm und schickt ihn so als Parlamentair nach der feindlichen Burg. Dem andern Ritter bleibt es nun überlassen, entweder einen Waffenstillstand abzuschließen und dann nach einer Viertelstunde das Spiel fortzusetzen,

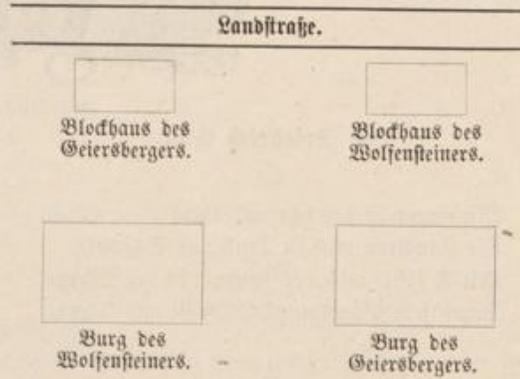
oder ganz und gar Frieden zu machen und damit das Spiel zu beendigen. Haben die Mitspieler nun Lust noch ein neues Spiel anzufangen, so treten sie wieder alle zusammen und wählen die beiden Ritter. Es steht jedem frei entweder seine Stimme denselben zu geben, welche vorher schon Ritter waren, oder zwei andere Namen zu nennen. Jedenfalls wird auf's neue gewählt und die beiden gewählten Ritter werden unter den Mitspielern wieder ihre Knechte abwechselnd durch Namensaufruf.

Da jeder Ritter gern seine Burg und Blockhaus mit einer Fahne schmücken wird, so empfehle ich euch für zwei oder vier Fahnen zu sorgen.

Laßt z. B. von des Wolfensteiners Burg und Blockhaus eine rothe, von des Geiersbergers Burg und Blockhaus eine gelbe Fahne wehen; oder es findet sich wohl auch unter den Mitspielern eine geschickte Hand, welche zwei Papierfahnen mit dem Bilde eines Wolfs und zwei andere mit dem Bilde eines Geiers anfertigt und dadurch allen Kameraden eine Freude macht.

Die kleine Zeichnung am Schlusse dieses Spiels

wird euch genau die Lage der Burgen, der Blockhäuser und der Landstraße erklären, und nun, frisch ans Werk! Die Wolf! Die Geier! Möge das Spiel euch gefallen und euch manche Stunde verkürzen.



Der Schmeckt's!

Von

Franz Bonn.

Original-Zeichnung von **Fedor Flinzer.**



Die bravste aller Katzen
Ist unsre liebe Miezi,
Will sie zuweilen fragen,
Im Scherze nur geschieht's.
Mit ihrem sammtnen Pfötchen
Spielt sie so wundernett,
Frisht Fleisch und Zuckerbröckchen
Und springt zu uns in's Bett.
Nicht Bruder und nicht Schwester
Stehn so bei mir in Gnad',

Sie ist mein liebster, bester,
Mein treuester Kamerad.
Sie legt ihr rundes Köpfchen
So lieb mir in den Schooß
Und hab' ich was im Töpfchen,
Freut's mich für's Miezel bloß.
Sie kriegt die besten Bissen,
Weil sie so artig schleckt —
Wollt' gern mein Frühstück missen,
Wenn's nur der Miezi schmeckt!

Räthsel.

Von **Friedrich Gull.**

1.

Mit einem W hat fein und blank
Die Hausfrau mich in Truh und Schrank;
Mit R fährt mich der Zeichner in der Mappe,
Damit sein Bauplan pünktlich sei und klappe.

2.

In der Hand halt' ich den Bissen fest,
Auf dem Baum des Vogels kleines Nest.

3.

Ich bin dein Schutz mit Helm und Schwert,
Und bin ein Fehler an deinem Pferd.

4.

Ich stehe auf dem Markt in riesiger Gestalt,
Ein Mal von meines Geists beherrschender Gewalt.
Mit W statt mit S—t erzähl' ich und berichte
Ich Schloß- und Rathhaus-Saal ein Stück der Welt-
geschichte.

5.

Ich bin in deinen beiden Ohren,
Bin dir zum Hören unentbehrlich. —
Hast du als Reiter mich verloren,
So ist dein Ritt dir leicht gefährlich. —
Der Kaiser hat dem Papst in alten
Vergangnen Zeiten mich gehalten.

Von **Robert Löwike.**

1.

Vierfüßiges Räthsel.

Die beiden ersten scheuen Tag und Licht,
In stiller Nacht erspähen sie die Vente.
Die beiden letzten Silben lügen nicht,
Die volle Wahrheit lehren sie die Leute.
Das Ganze war im deutschen Vaterland
Vor langer Zeit als derber Schalk bekannt.

2.

Mein Wörtchen birgt Schätze viel und gut,
Gold und Silber, auch warmes Lebensblut.
Doch wirfst du ein l in das Wort hinein,
Wird's von einem Vogel der Name sein.

3.

Zweifüßiges Räthsel.

Die Erste fern im Schweizerland
Hat von den Schwestern allen,
Die ich auf meiner Reise fand,
Am besten mir gefallen. —
Die Zweite nennt euch einen Mann,
Der trotz Gefahr und Ketten
Bestrabt war, aus der Knechtschaft Bann
Das Vaterland zu retten. —
Wer einst geweilt am Ostseestrand,
Gewiß auch schon das Ganze fand.

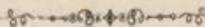
Auflösung der Räthsel Band X, Seite 181 und 190.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Wand, Wind. 2. Wefel, Wiesel. 3. Torte, Vorte. 4. Reis, Reiz.
5. Kette, Kutte.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Der Flügel. 2. Der Bod.





von Robert Löwike.

- I.
Mit **n** ein Affe, ohne **n** eine Stadt in Oberitalien.
- II.
Mit **g** ein Affe, ohne **g** eine (außereuropäische) Provinz Frankreichs.
- III.
Mit **I** ein Stein, ohne **I** ein Thier.
- IV.
Mit **n** ein bekannter Dichter, ohne **n** ein großer Fluß.
- V.
Mit **er** ein deutscher Dichter, ohne **er** ein Kämpfer für Deutschlands Freiheit.
- VI.
Mit **i** ein deutscher Fluß, ohne **i** eine in der Nähe von England liegende Insel.
- VII.
Mit **er** ein Fluß, ohne **er** ein Fluß, mit **e** und ohne **r** ein Fluß.
- VIII.
Mit **I** ein Componist, ohne **I** ein fleißiges und geschicktes Schwesternpaar.
- IX.
Mit **o** ein Himmelskörper, ohne **o** ein Maaß.
- X.
Mit **D** ein Name, welcher aus der Geschichte der französischen Revolution allgemein bekannt ist, ohne **D** ein männlicher Vorname.
- XI.
Mit **e** ein Fluß, ohne **e** der Fische Feind.

- XII.
Welche Inseln nennen euch **S** und **a**?
- XIII.
Der Name eines Gottes der Griechen besteht aus drei Silben, von denen jede ein Wort für sich sein kann. Die erste nennt euch einen Fluß, die zweite eine Form eines deutschen Zeitworts, die dritte wiederum einen Fluß. Welches ist der Name des Gottes?
- XIV.
Mit **P** ein Fluß, ohne **P** ein Name, welcher aus der Geschichte des alten Testaments allgemein bekannt ist.
- XV.
Mit **r** ein Gott der Griechen, ohne **r** eine Göttin der Griechen.
- XVI.
Mit **e** ein großer Strom, ohne **e** ein deutsches Zeitwort.
- XVII.
Mit **d** ein Name bekannt aus der griechischen Sage, ohne **d** ein Name bekannt aus der Geschichte des alten Testaments.
- XVIII.
Mit **r** ein deutscher Fluß, ohne **r** ein deutscher Fluß.
- XIX.
Mit **n** ein Held der griechischen Sage, ohne **n** zwei kleine deutsche Wörtchen.
- XX.
Mit **e** eine Göttin der Griechen, ohne **e** eine griechische Stadt.

Sprüche von Otto Sutermeister.

Stets handle so und sprich, als wär' deine Mutter zu-
gegen,
Dann bist du sicherlich zum Glück auf guten Wegen.

Nicht sprich zum Armen du: „Ich werde dich schon laben.“
Wer spricht, der giebt noch nicht und hindert Andre
Gaben.